

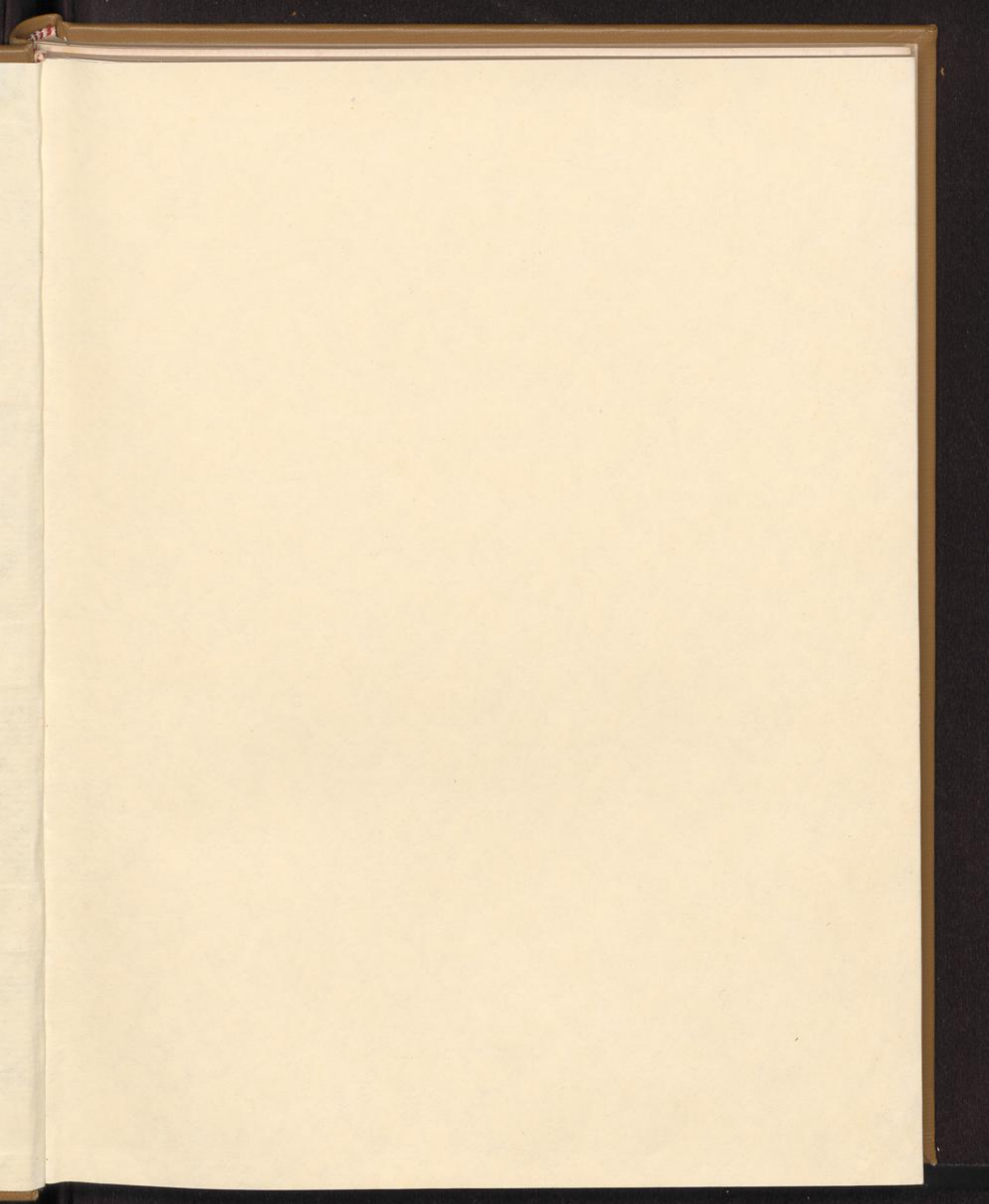
11.
5
a

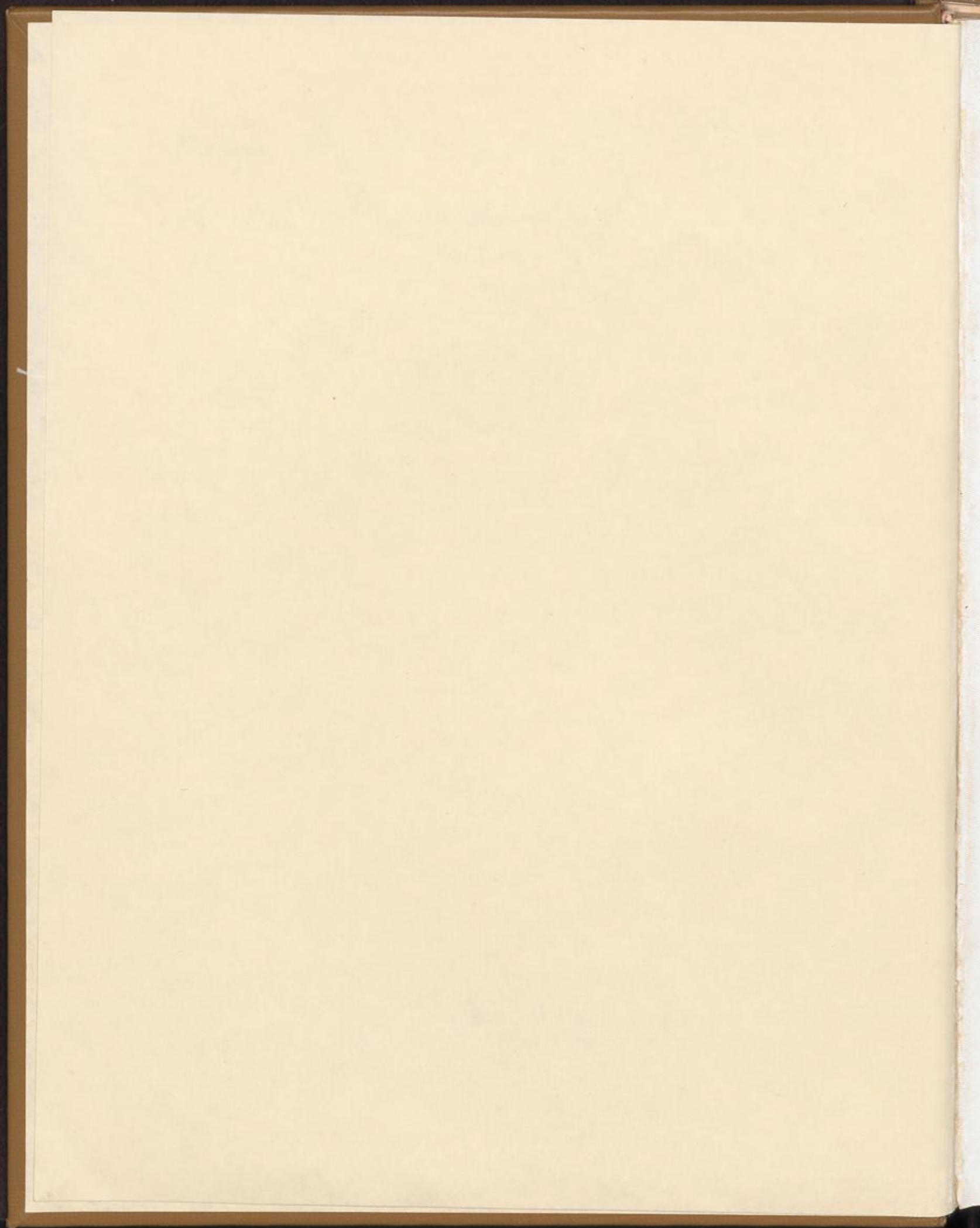
Rümann 349

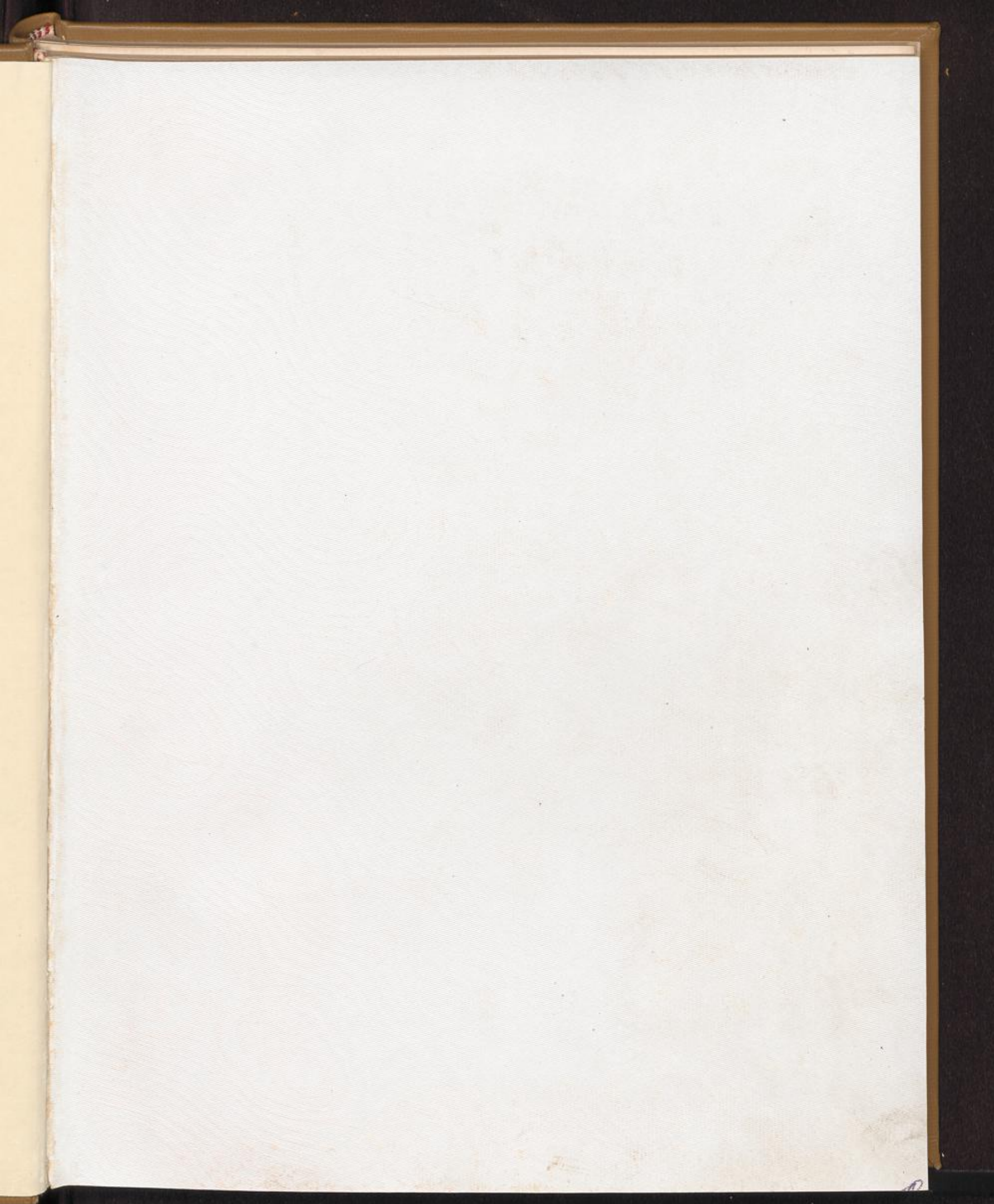
Mit lith. Titel u. 11 Chromolithos

+4047 251 01

Nicht ausleihbar





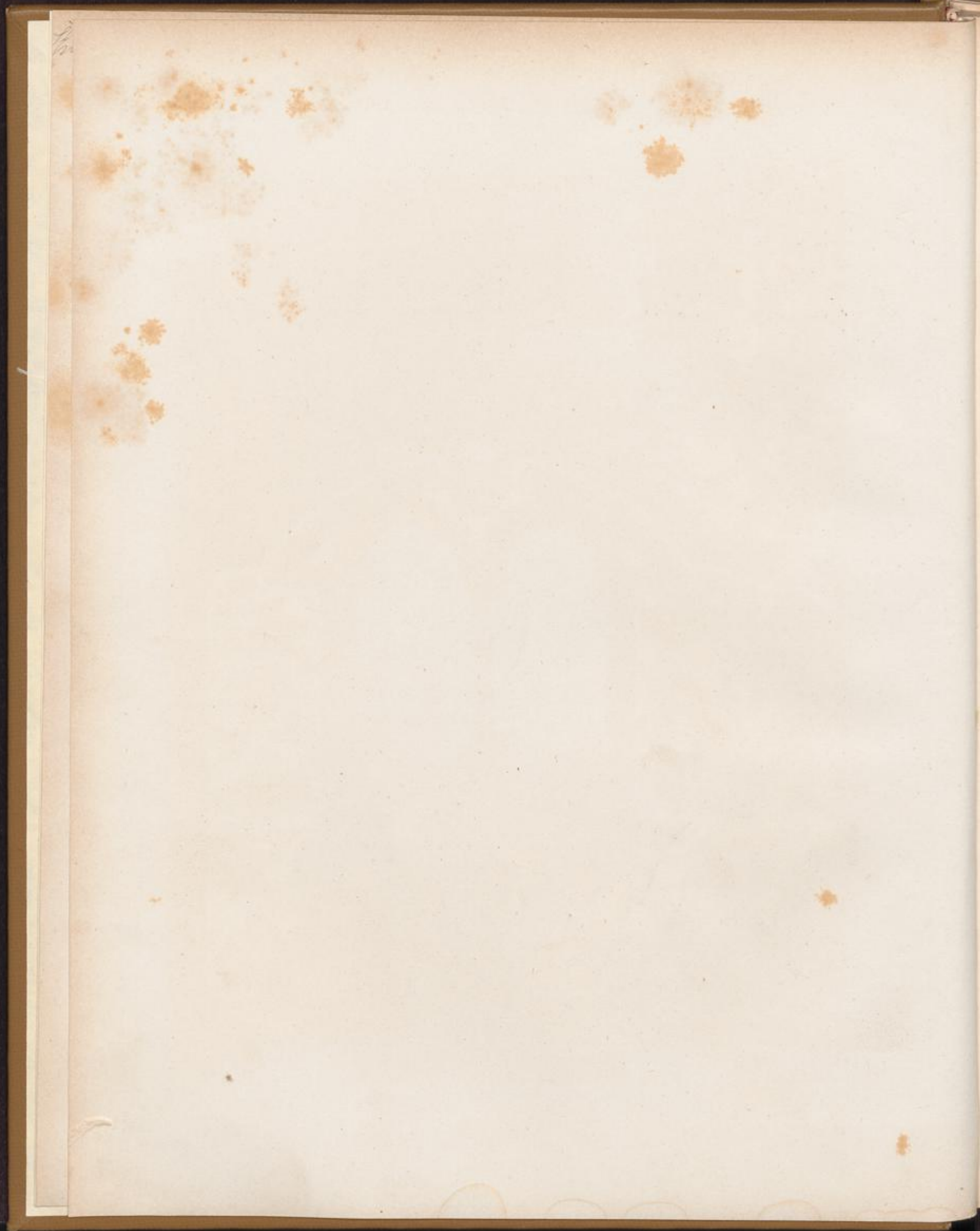


thi x

f. J. su

x

270.41/64





Düsseldorfer

Jugend **A**lbum

1856

Verlag von Arnz & Co.

FRÜHLING

SOMMER

HERBST

WINTER

G. Schuren. sc.

J. B. Sonderland lith.

10
10

Düsseldorfer
Jugend = Album

mit artistischen Beiträgen

von

A. Dieffenbach, Ch. Mintrop, N. Oppenheim, G. Reimer, C. Scheuren, Ad. Schroedter,
J. B. Sonderland, Crautschold,

unter literarischer Mitwirkung

von

Ludwig Bund, H. Becker, Ludwig Bechstein, Ellen, N. Hocker, Franz Hühner, W. Hofmann,
Eugen Hermann, C. Hübner, A. Kaufmann, Wolfgang Müller von Königswinter, Fr. Otte,
H. Pröhle, Hugo Püttmann, Carl Simrock, J. Nep. Vogl, H. J. Wormsall,

redigirt

von

N. Hocker.

Erster Jahrgang.
1856.

Düsseldorf.

Druck und Verlag des lithographischen Instituts von Aruz & Comp.

Rara

DLit 945 (4°)

L 74

Handelsgesetz

Landes- u. Stadt-
Bibliothek
Düsseldorf

Düsseldorf, Buchdruckerei von Hermann Vos.

Erster Band
1856

10.532

Vorwort.



Wie zwei Sterne voll Licht und Glanz strahlen Kunst und Poesie in das Leben der Menschen. Sie erhellen die dunkelsten Wege und verklären die trübsten Stunden. Wie sollte dieses freundliche Geschwisterpaar denn nicht die Jugend beglücken, wenn sie kostet von dem edeln Weine deutscher Dichtung und den Zauber empfindet, den die Malerei auf alle unverdorbenen Gemüther übt! Dieser Betrachtung entsprang die Idee, ein Album herauszugeben, in welchem die geeignetsten deutschen Dichter und Künstler der Jugend vorgeführt werden sollten. Dabei lag uns vor Allem der reiche Schatz deutscher Sagen, Märchen und Geschichten nahe, die als guter Engel den Menschen auf Erden begleiten. Was der Jugend mitgegeben wird, kommt dem Alter zu Gute. Möge denn auch dieses Buch dazu beitragen, den Sinn für alles Schöne und Edle in Welt und Leben zu wecken! Wir besitzen eine poetische Literatur,

wie kein anderes Volk der Welt. Sie kennen zu lernen und uns durch sie wahrhaft als Deutsche zu fühlen, ist eine Mahnung, die nicht oft genug ausgesprochen werden kann. Gerade deshalb haben wir schon bekannte Dichtungen nicht ausgeschlossen. Ja, wir erachten es sogar für unsere Pflicht, hier nach und nach auf die begabtesten deutschen Dichter aufmerksam zu machen, weil wir wissen, wie nachhaltig der Eindruck ist, den ein schönes Gedicht, eine liebliche Sage, ein anmuthiges Märchen auf die Jugend ausübt. Das sind Töne, die oft für das ganze Leben durch die Saiten unserer Seele zittern. Mögen Alle, die zum Schaffen berufen sind, sich uns in diesem Sinne anschließen!

Düsseldorf im November 1855.

Die Redaction.

Düsseldorfer

Jugend - Album.

Erster Jahrgang.

1856.

1790

Journal - 1790

1790

1790

Düsseldorfer Jugend-Album.

Erster Jahrgang.

1856.

Inhalts-Verzeichniß.

Titelblatt von C. Scheuren.

I. Theil.

Märchen, Sage und Romantik von C. Scheuren.

Aller Anfang ist schwer von Appenheim.

Die schöne Margarethe von J. B. Sonderland.

Frühling

Sommer

Herbst

Winter

} von Ad. Schroedter.

Der Faule von Drautschold.

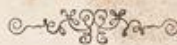
Die Versuchung von G. Reimer.

Das Geschenk (der junge Hirt) von Dieffenbach.

Christkind von Mintrop.

II. Theil.

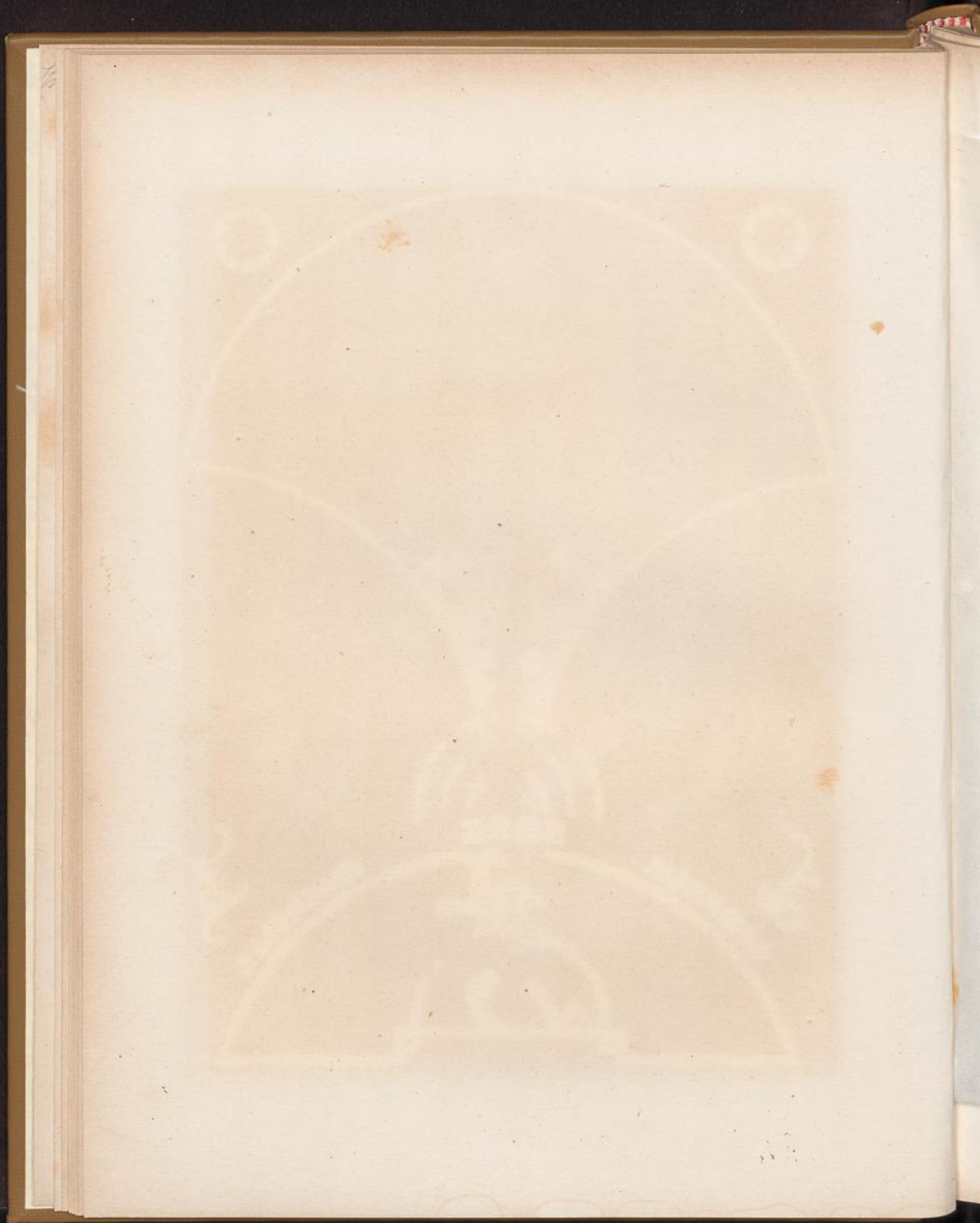
	Seite		Seite
An die Jugend von N. Hocker	1	Der Knabe im Moore von A. Droste-Hülshoff	37
Die Rose der Jugend von Fr. v. Sallet	2	Die Sommergeister von Gustav Pfizer	37
Aus dem Leben eines Kindes von R. Reinick	2	Die zehenden Waldmeisterlein von Ignaz Hub	38
Der Jugend Genius von W. v. Humboldt	3	Schwalbenmärchen von Ferd. Freiligrath	38
Lebe rein von Leopold Scheser	3	Kinder am Ufer von A. Droste-Hülshoff	39
Meinem Kinde von N. Hocker	3	Das Begräbniß der Rose von Fr. v. Sallet	39
Liebe Aussicht von Hoffmann v. Fallersleben	4	Die schöne Margarethe von Ludwig Kund	40
Gottes Segen von Jos. Freih. v. Eichendorff	4	Der Felsen im Meere von Eugen Hermann	52
Ein altes Lied von Max Waldau	4	Auf der westfälischen Haide von H. J. Wormstall	52
Das Mutterauge von Adolf Schults	5	Trost von W. Hofmann	53
An meine Mutter von N. Hocker	5	Vögleins Toos von C. Hübner	53
Die Sage von Ludwig Kechstein	6	Die Fischerhütte von W. Hofmann	54
Die deutsche Poesie von Ludwig Ahland	6	Rothkehlchen von W. Hofmann	54
Waldmärchen von August Schnezler	9	Der Gang auf den Kirchhof von E. Hermann	54
Volksmärchen aus dem Unterinntale von Peter Moser	11	Des Vaters Tod von Eugen Hermann	55
Die Zwerge von Johann Nepomuk Vogl	16	Das Kind des Farmers von H. J. Wormstall	55
Das Schneiderlein und die Trollen von Luise von Ploennies	17	Der junge Hirt von Ludwig Kund	56
Die Heinkelmannchen von A. Kopisch	18	St. Thomas von Carl Simrock	56
Des kleinen Volkes Ueberfahrt von A. Kopisch	20	Bischof Otto und der Fischer von A. Kaufmann	57
Wie einer stöten gegangen ist von Ellen	21	Die Jagd im Schwarzwald von W. Müller von Königswinter	57
Das verlorene Kind von Hugo Püttmann	27	Der Freoler von Fr. Otte	59
Die Sage von der Martinsgans von Joh. Nep. Vogl	32	Ureneli's Gärtli von Fr. Otte	59
Die Jahreszeiten von Franz Hühner	33	Der Bauberring von H. Becker	60
Versuchung von Ludwig Kund	35	Mamma gacka von Ludwig Kechstein	68
Elfenwirthschaft von Friedrich von Sallet	35	Der Fischer von N. Hocker	72
Elfenleben von W. Hofmann	36	Schlacht bei der Stausenburg im siebenjährigen Kriege von H. Pröhle	72





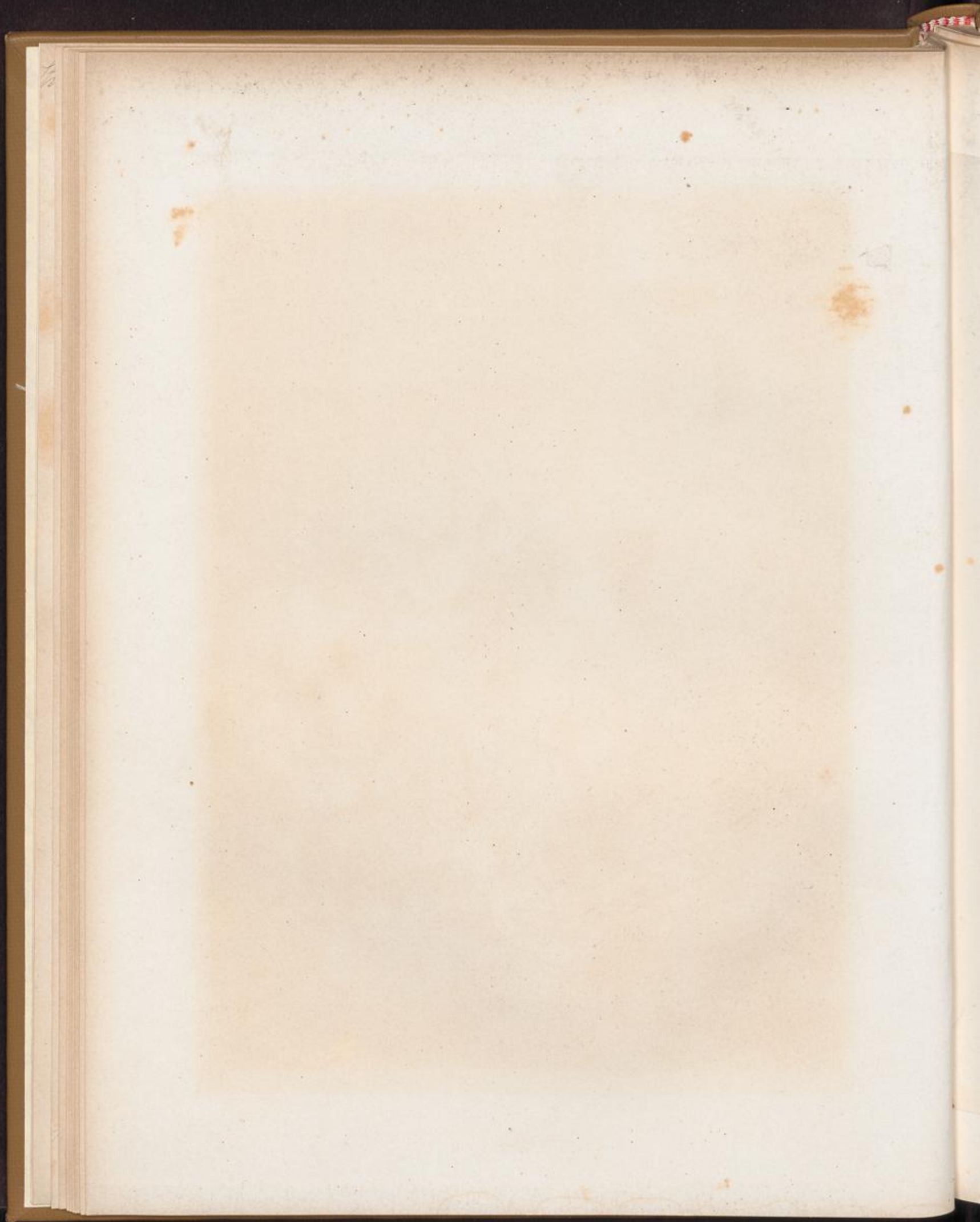
C. Schuren fec.

J. B. Sonderland lith.



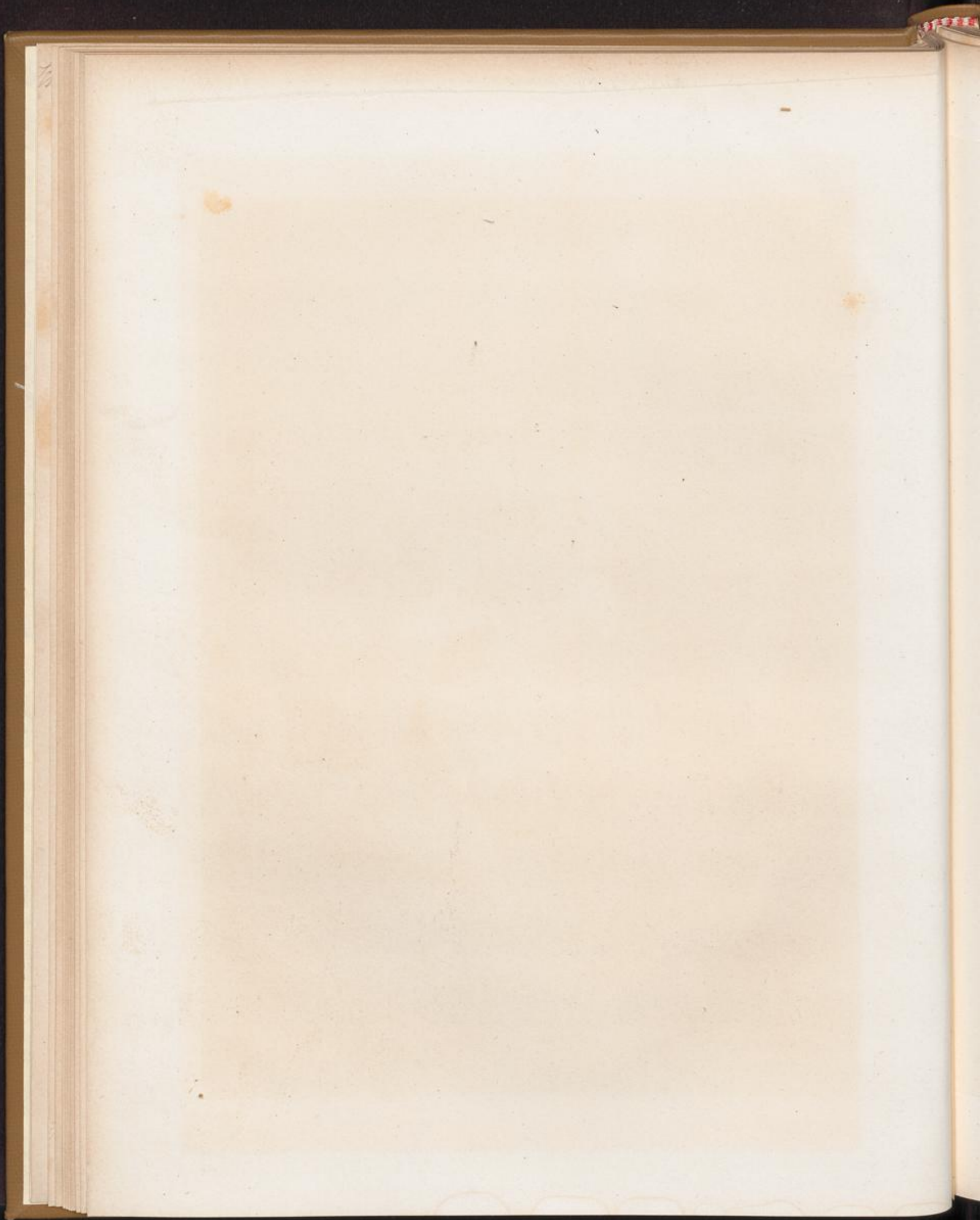


Aller Anfang ist schwer.



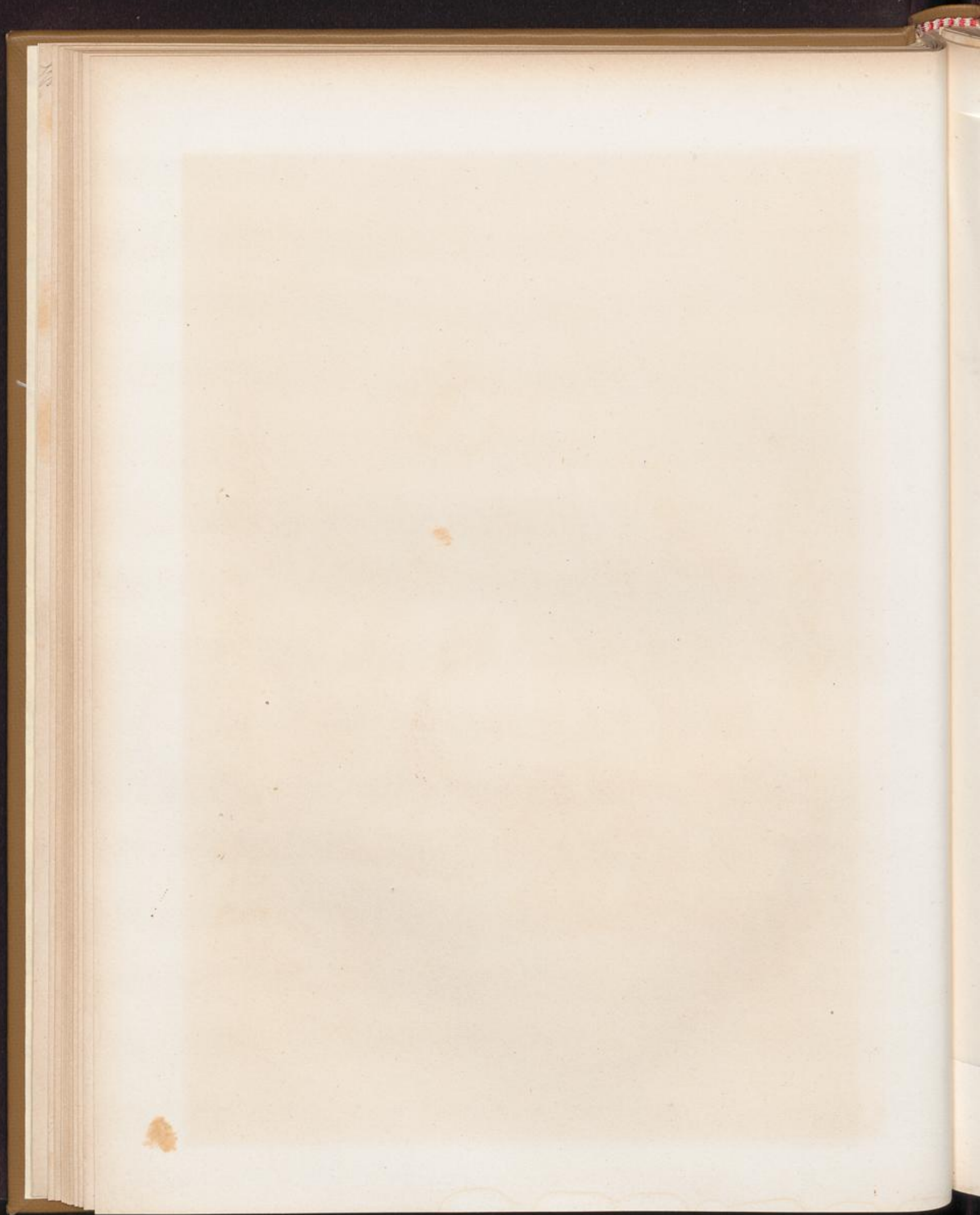


Die schöne Margarethe.



Frühling.

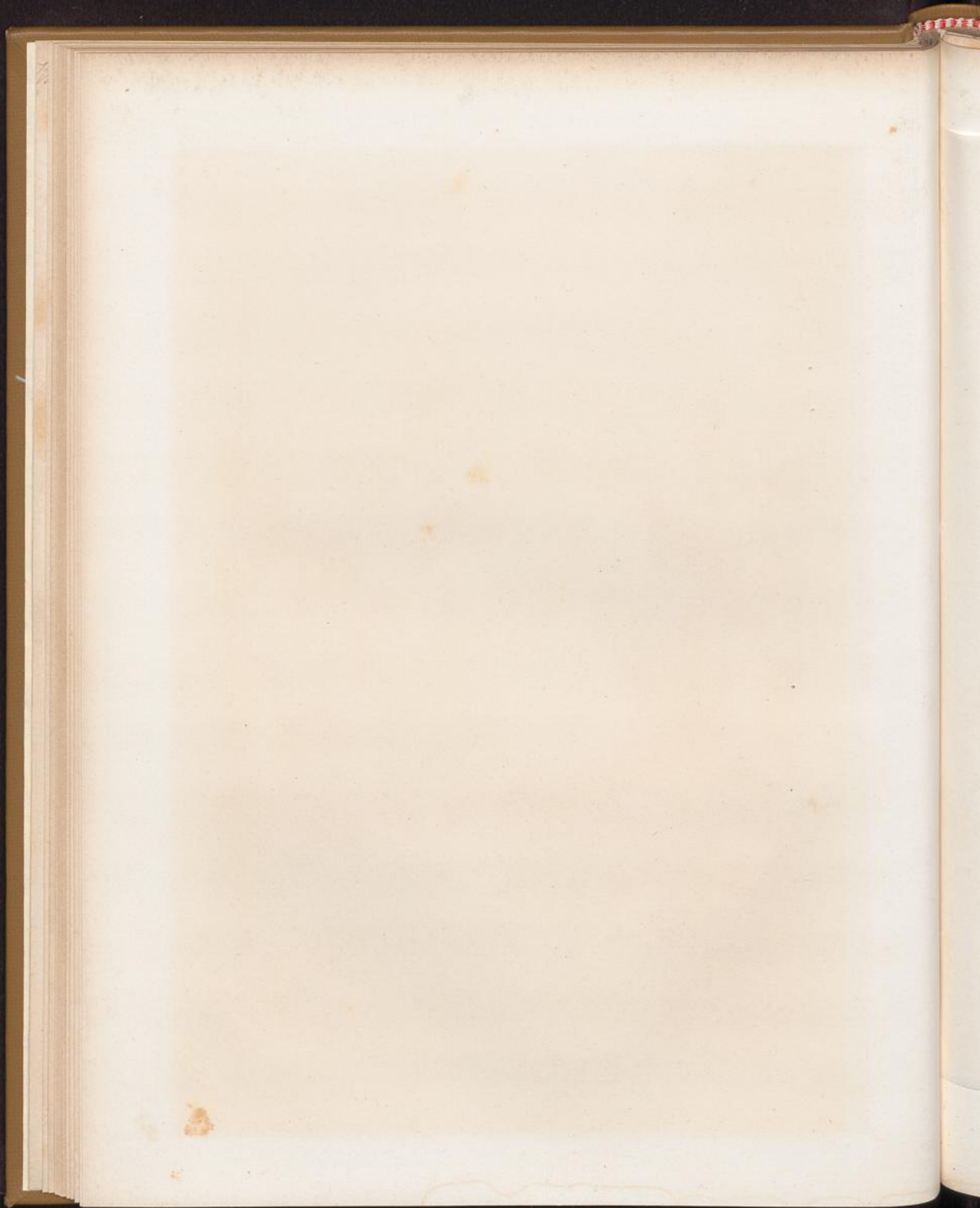




Sommer.



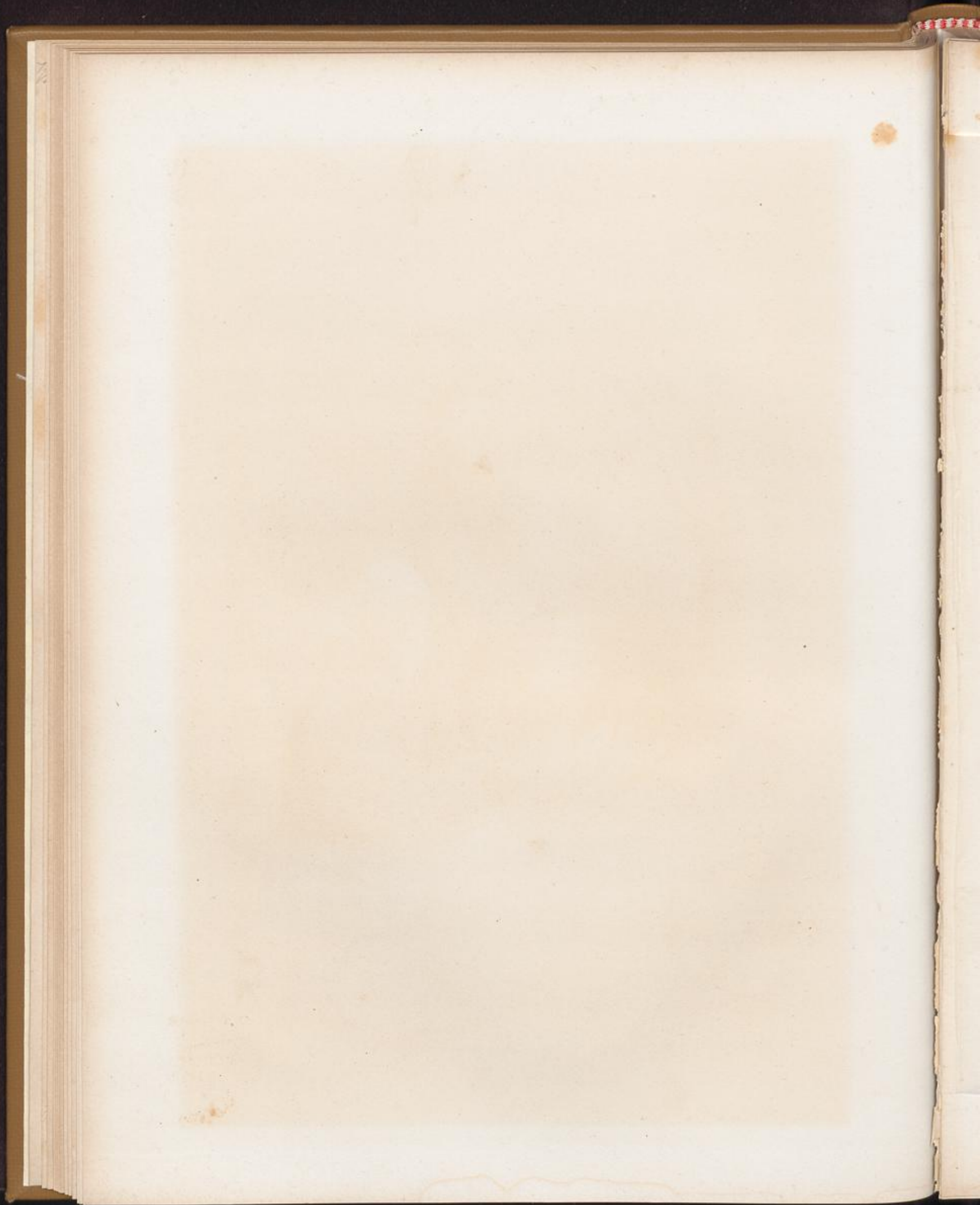
In des Sommers heißen Tagen
Nimt die Quelle fort und lozt,
Habend mög dich so begleiten
Durch das Leben Mutterwort.



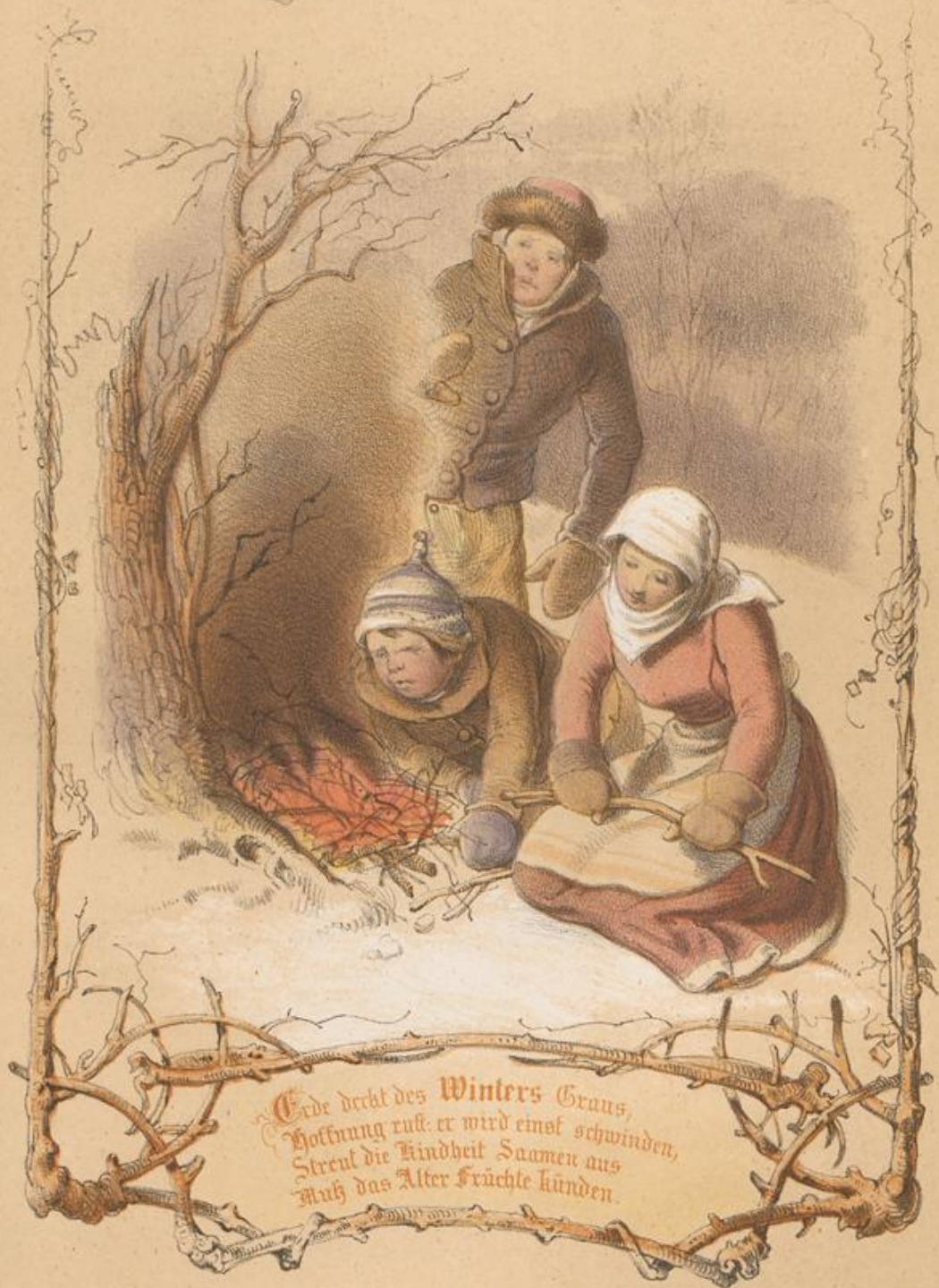
Herbst.



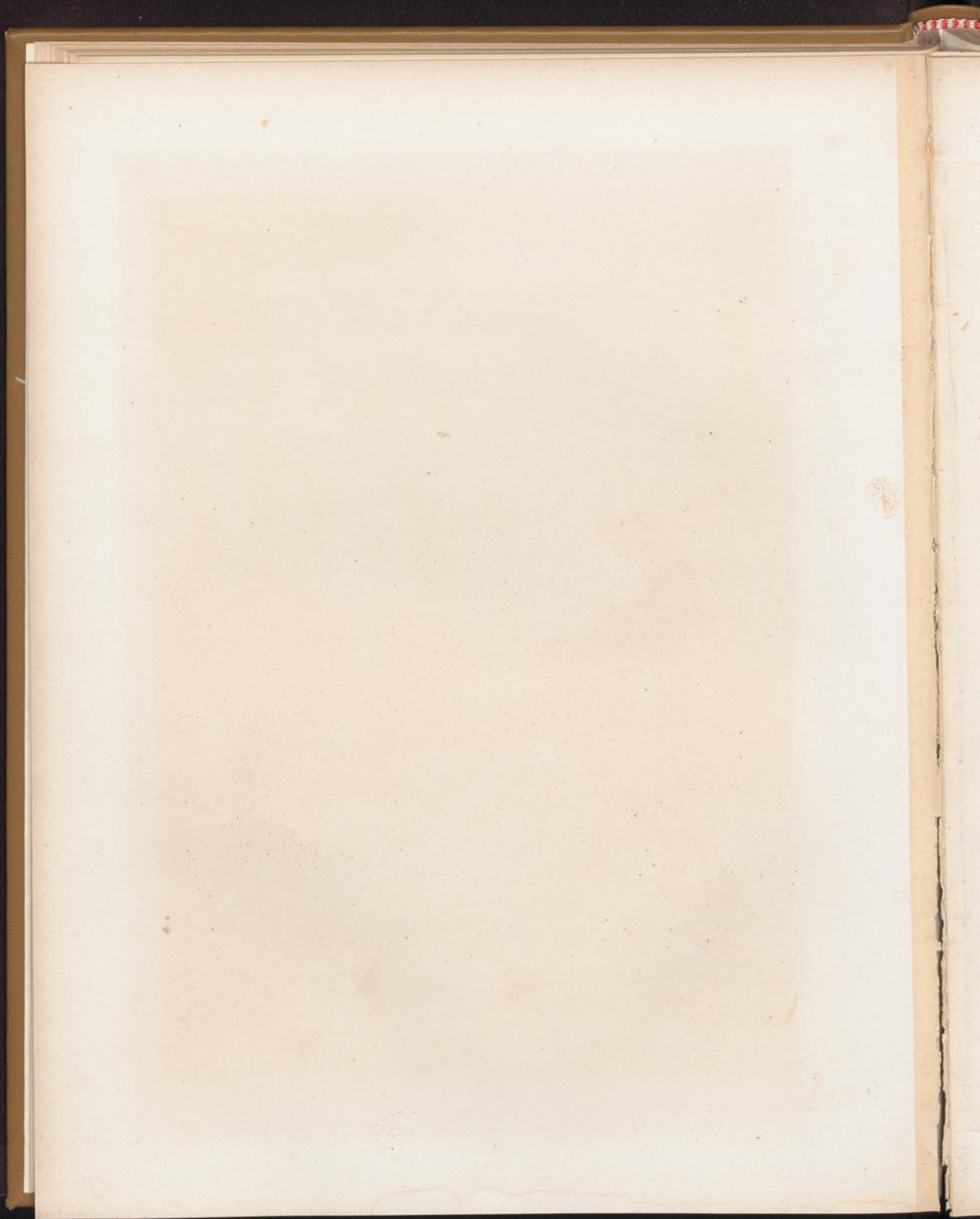
Tranden reißt des Herbstes Gluth,
Dass sie winken schon den Schmillern.
Raß die Lust, so hüt dich
Schmerz birgt oft der Freude Bittern.



Winter.

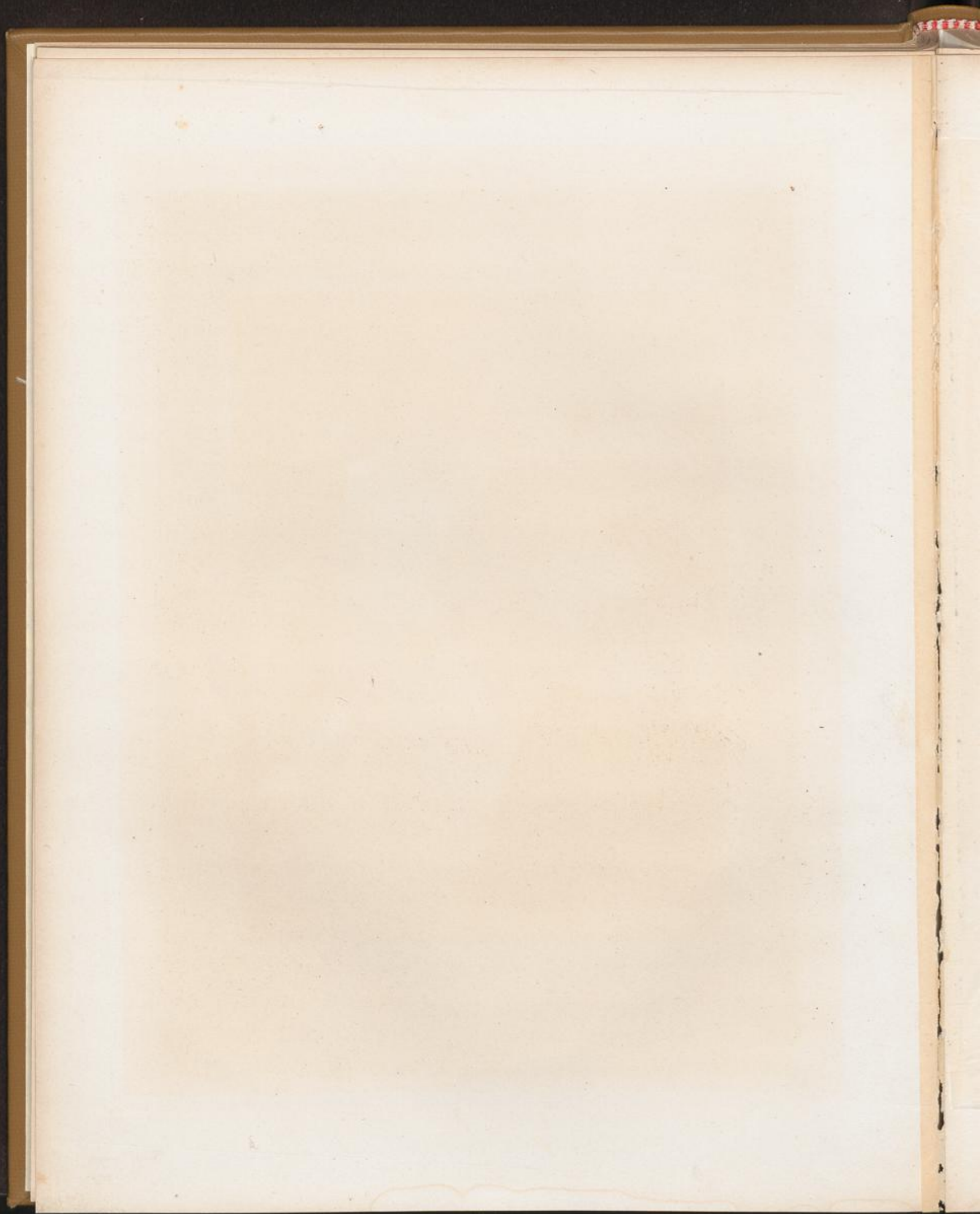


Erde deckt des Winters Graus,
Hoffnung ruht, er wird einol schwinden,
Streut die Kindheit Saamen aus
Auch das Alter Fruchte künden.



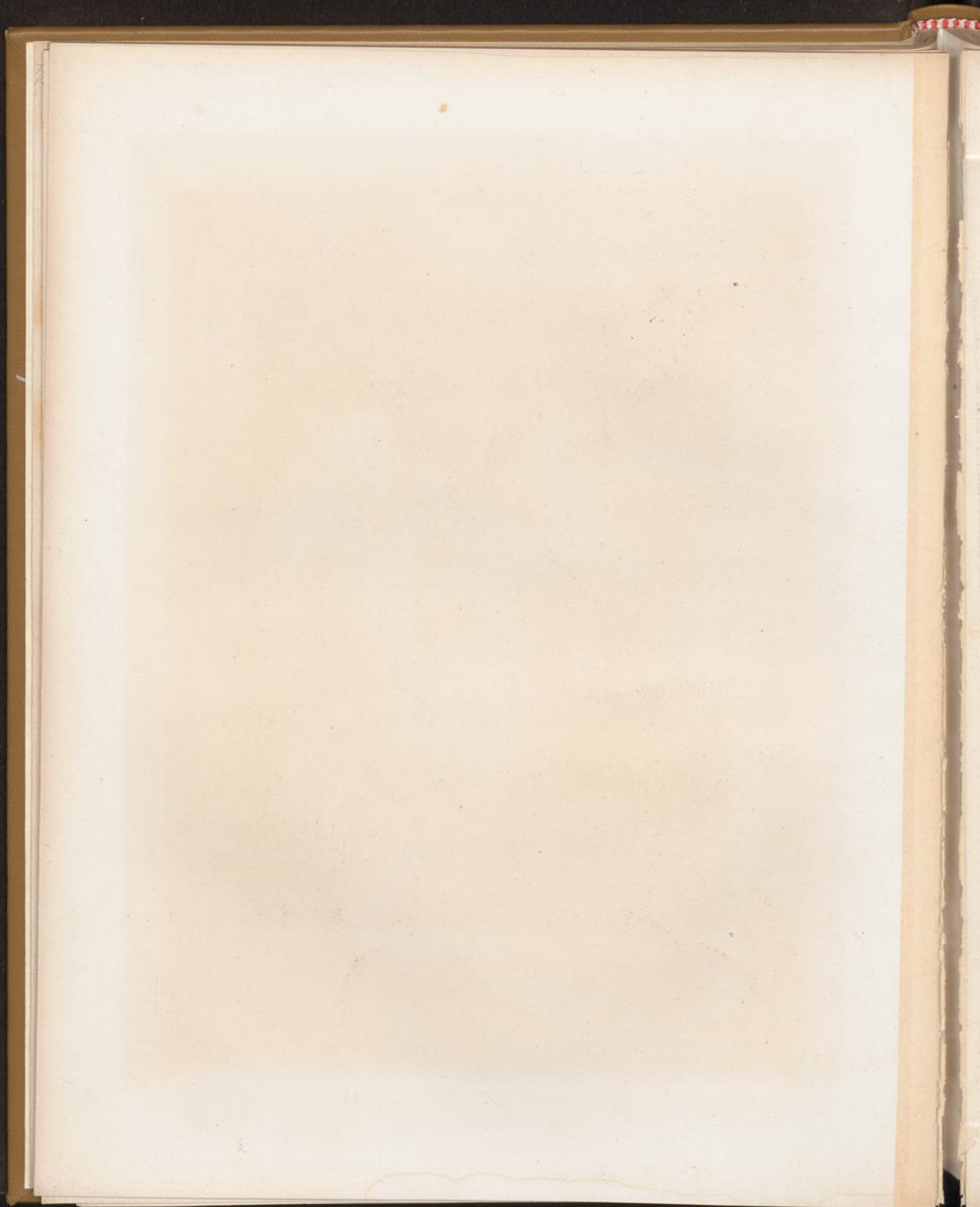


Wer faul ist und nichts lernt und kann—
Den kriecht man zuletzt bei den Schweinen an.



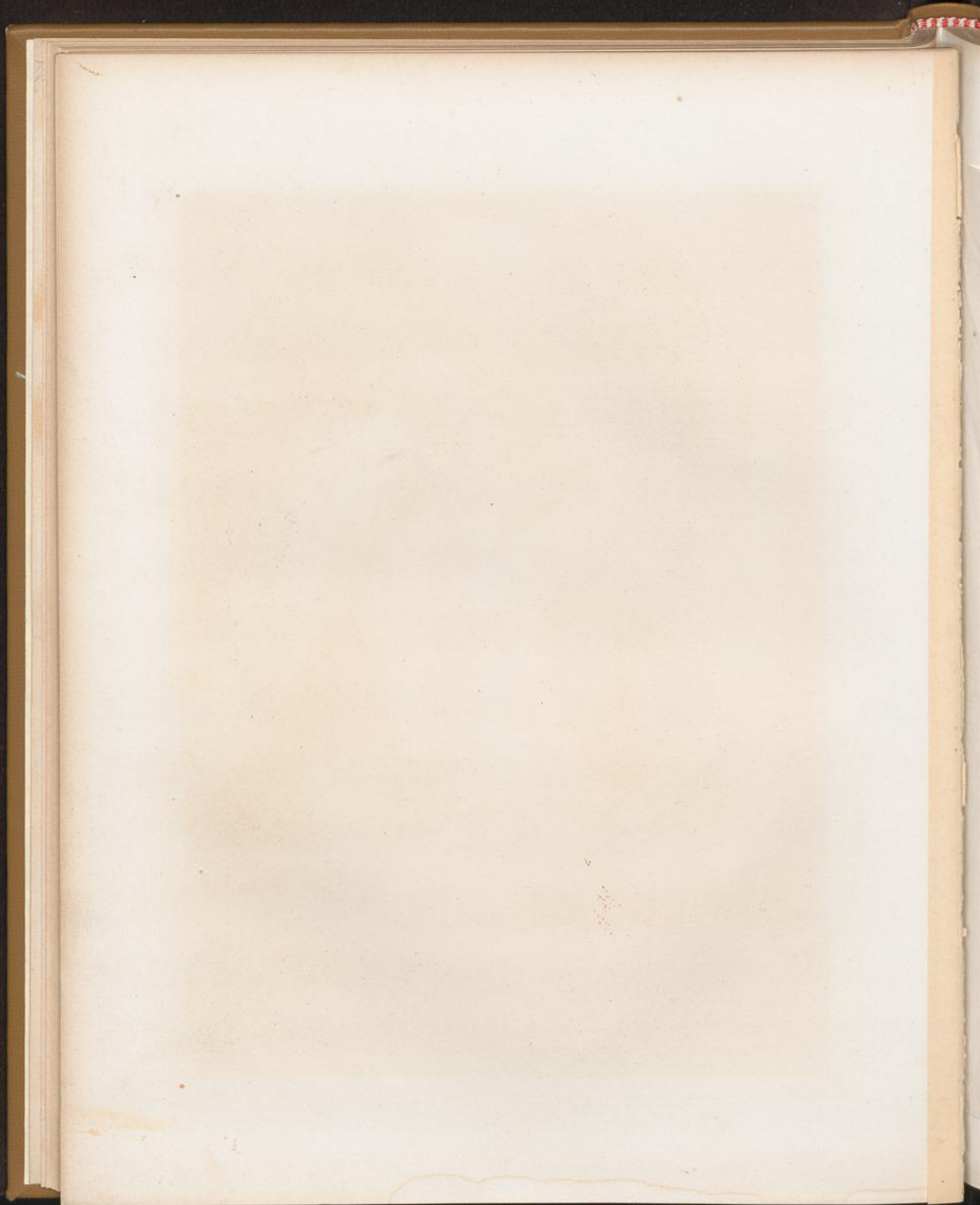


Die Versuchung.





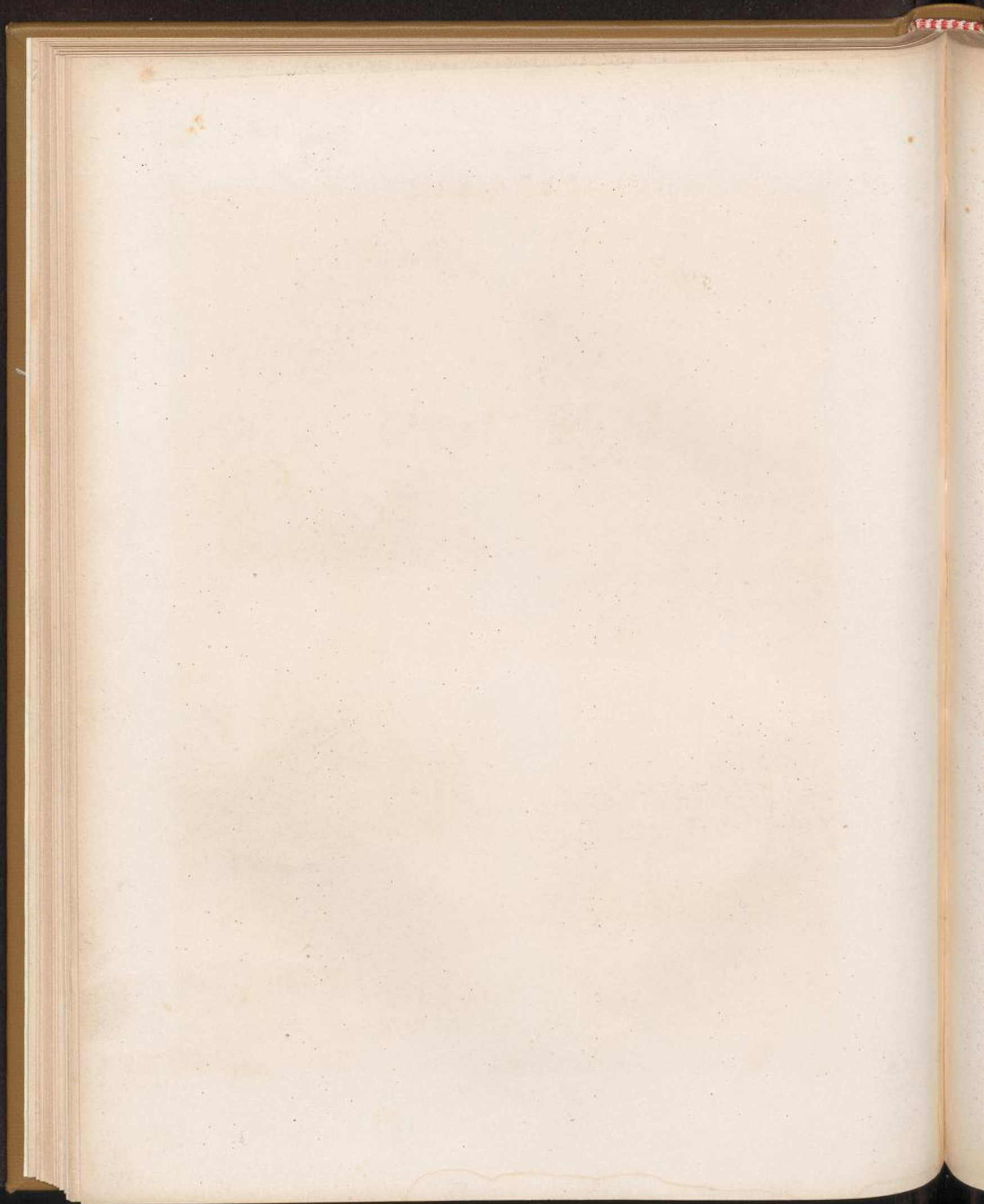
Das Geschenk.





Zwei Sterne schau'n das ganze Jahr
Vom Himmel voller Pracht,
Christkindleins Augen, hell und klar
Die halten gute Wacht.

Und wo denn Kinder in dem Haus
Auch seiner fromm gedacht,
Da theilt es reiche Gaben aus
In der geweihten Nacht.



An die Jugend.

Maiskönigin, die Poesie,
Will euch zu Gaste laden,
Drum schickt sie leichte Boten aus
Auf grünen Waldespfaden.
Die spä'n und lügen durch den Tann,
Die spitz'n all' die Ohren,
Fern tönt's durch all' die Frühlingspracht
Von Glocken, die verloren.

Das Märchen tritt als Weibchen auf
So reich an Duft und Prangen,
Als Rose hält die Sage fest
Der Mutter Hals umfassen.
Legende steht als Lilje da
Vom Sonnenstrahl umflossen,
Und eine Hyazinthe blickt
Als Volkslied aus den Sprossen.

Das schwirrt und hüpf't im bunten Tanz,
Drum naht von allen Seiten;
Die Blumengeister harren schon
Euch freundlich zu geleiten.
An Jeden ward mit Gruß und Kuß
Sein Amt schon übergeben.
Maiskönigin, die Poesie,
Rief Alle in das Leben.

Und folget Ihr, dann bleibt der Lenz
Mit seiner Pracht auf Erden,
Dann wird es nimmer in der Brust
Der Jugend Winter werden;
Es wacht ein Mutterauge hell,
Mit mildem Strahlensegen,
Und wird als Blüthenflocken noch
Aufs grüne Grab sich legen.

N. Hofer.

Die Rose der Jugend.

Wenn Gott der Herr aus Edens Schooß
Eine junge Seele schickt erdenwärts,
Auf daß sie trage des Wanderns Loos
Und Selbstbewußtsein erring' im Schmerz:

Dann von den Blumen, die dort steh'n,
Pflückt' er die frischeste Rose ab:
„Die halte dich aufrecht in Freuden und Weh'n,
Mehr, als der knorrige Wanderstab!

Die Rose der Jugend an deiner Brust
Nimm mit, auf daß du nimmer verzagst,
Und trage sie blühend in Leid und Lust
So lange, wie du kannst und magst.“ —

Doch viele, die achten gering die Zier
Und treten sie nieder in den Staub,
Durchs Leben streichend in dumpfer Gier,
Dem Thiere gleich, nur sinnend auf Raub.

Und andre lassen sie still verblüh'n,
Und tragen sie welt an der weltken Brust;
Wie könnten sie unter des Lebens Müh'n
Sich noch bekümmern um Blumenlust?

Nur eine erwählte kleine Schaar
Vergißt der Rose nimmer und nie,
Gedenkend, woher ihr Ursprung war,
Bewahrend frisch bis zum Tode sie.

Ich sah im Geist, wie ein zitternder Greis
Gebeugt vor Gottes Throne stand,
Sein würdiges Haupt wie Schnee so weiß,
Die blühende Ros' in der dürren Hand.

„Herr, siehe! so blühend und blätterreich,
Wie du sie mir gabst, bring' ich sie dar.“ —
Da ward er zum lichtesten Engel gleich,
Zum lächelndsten unter der ganzen Schaar.

Friedrich von Sallet.

Aus dem Leben eines Kindes.

O Kindeseinfalt, wie erschließest du
In wenig Worten oft ein Paradies
Von Unschuld uns und reiner Frömmigkeit!
Ich kenn' ein kleines Mädchen sanft und gut,
Doch froh und lustig wie ein junges Vöglein.
Und hat das Kind sein heiter Tagewerk
Vollbracht, hat in dem Garten mit Gespielen
Sich müd getummelt, an dem Abend dann
An seiner Mutter Seit' im Bilderbuche
An schönen Märchen höchlich sich erbaut,
Da werden trübe wohl die blanken Neuglein,
Es senkt der Kopf mit seinen vollen Locken
Sich auf die runden Armchen stille nieder.
Doch spricht die Mutter dann: „Kind, geh'
zu Bett!“

Schnell eilt es zu den lieben Eltern hin,
Schmiegt sich mit seinen rothen warmen Wangen

Noch einmal fest und innig an sie an,
Sagt: „„Gute Nacht!““ und fragt ganz
leise noch

Zu guter Letzt, so recht aus Herzensgrunde:
„„Bist mir auch gut, lieb Vater, liebe Mutter?““
Und kann nicht eher ruhn, als bis die Eltern
Ihm den erbetnen Segen zugesichert.
Dann aber springt es seinem Bettchen zu
Und schlummert süß bis an den lichten
Morgen. —

O wahrlich! kann ein kindlich frommes Wort
Die lieben Engel aus dem Himmel rufen,
Daß sie uns hüten in der finstern Nacht:
Wie mögen sie dies liebe Kind umschweben,
Es decken mit den leichten lichten Schwingen,
Welch' schöne Träume ihm vom Himmel bringen.

Robert Reinick.

Der Jugend Genius.

Wer seiner Jugend treu bleibt durch das Leben,
Und hoch im Herzen achtet diese Treue,
Bewahret Einheit in des Geistes Streben,
Und kennt den Stachel niemals bitterer Reue.

Des Alters Brust noch die Gefühle heben,
Die heiligten der Jugend Blüthenweihe;
Der ersten Sehnsucht leises Wonnelieben
Dem ganzen Dasein glänzt wie Himmelsbläue.

Dem von den duft'gen Lebenskränzen allen
Am duftigsten der Kranz der Jugend schwillet,
Bis hin zum Grabe Balsam ihm entquillet.

Die andern auf Momente nur gefallen;
Die Hand der Zeit ein Herz läßt unberührt,
Das fromm und treu der Jugend Genius führt.

Wilhelm von Humboldt.

Lebe rein.

Lebe rein, mein Kind, dies schöne Leben,
Rein von allem Fehl und bösem Wissen,
Wie die Lilie lebt in stiller Unschuld,
Wie die Taube in des Haines Wipfeln;
Daß du, wenn der Vater niederblickt,
Seist sein liebstes Augenmerk auf Erden,
Wie des Wandrers Auge unwillkürlich
An den schönen Abendstern sich heftet;

Daß du, wenn die Sonne dich einst löset,
Eine reine Perle ihr mögest zeigen,
Daß dein Denken sei wie Duft der Rose,
Daß dein Lieben sei wie Licht der Sonne,
Wie des Hirten Nachtgesang dein Leben,
Wie ein Ton aus seiner sanften Flöte.

Leopold Schefer.

Meinem Kinde.

Ich seh' im Geist dein Augenpaar
Wie helle Sterne freundlich blitzen,
Dein Haupt von Engeln wunderbar
Vor dieser Erde Weh' beschützen;
Und mit dem Aug', so sanft und mild,
Wacht deine Mutter voller Sorgen.
An ihrer Brust, o schönes Bild,
Bist du vor jedem Weh' geborgen.

Noch ist das Leben dir ein Traum,
Noch ahnst du weder Dorn noch Rosen;
In deines Elternhauses Raum
Umtändelt dich der Liebe Rosen.
O träume fort, erwachest du,
Wer weiß, welch' Weh' dir dann beschieden,
O träume fort, in deine Ruh'
Ergieß' der Himmel seinen Frieden.

Oft hat dein kleiner Rosenmund
Gestammelt einen süßen Namen,
Daß tief in meines Herzens Grund
Der Wonnen allergrößte kamen.
Gleich wie Musik, wie Engelslaut
Umschwebten mich die hehren Klänge,
Du hattest mir ein Glück vertraut
Das zu verstehn die Brust zu enge.

Mein sanftes Kind, mein Lebensglück!
O bleibe mir, daß diese Erde,
Auf der so karg ein Sonnenblick,
Mit dir zum Paradiese werde.
O bleibe uns! und diesen Drei'n,
Durch einer Liebe Strahl verbunden,
Wird jeden Tag das Glück sich neu'n,
Das ohne dich wir nie gefunden.

M. Hoyer.

Liebe Aussicht.

Was eine Kindesseele
Aus jedem Blick verspricht:
So reich ist doch an Hoffnung
Ein ganzer Frühling nicht.

Wie uns den Frühling kündet
Ein Veilchen schon im März,
So wird dein Kind ein Frühling
Für dich o Mutterherz!

Es wird zur Rose werden
In Zucht und Sittsamkeit
Und dir erneu'n auf Erden
Die eig'ne Frühlingszeit.

Hoffmann von Fallersleben.

Gottes Segen.

Das Kind ruht aus vom Spielen,
Am Fenster rauscht die Nacht,
Die Engel Gottes im Kühlen
Getreulich halten Wacht.

Am Bettlein still sie stehen,
Der Morgen graut noch kaum,
Sie küssen's, eh' sie gehen,
Das Kindlein lacht im Traum.

Joseph, Freiherr von Eichendorff.

Ein altes Lied.

Ein altes Lied, kein schöneres gibt's,
Das Lied vom Mutterherzen;
Der Himmel, der ist sein Tempeldach
Und Kinderaugen die Kerzen.
Vom Mutterherzen das hohe Lied
Einstimmig durch die Welten zieht.

Das erste Weh und die erste Qual,
Die früh den Knaben ereilen, —
Der Mutter Blick ist ein Talisman,
Der nimmt die Spitze den Pfeilen.
Die zage Thräne verrollt und verrinnt
Küßt eine Mutter ihr weinend Kind.

Sie sagen, der Jüngling versank in Nacht,
Er hat sich zum Bösen gewendet: —
Die Mutter sieht in sein blinkend Aug'
Und die zischelnde Ratter verendet;
Die Lüge flattert zerrissen im Wind,
Umshlungen hält die Mutter ihr Kind.

Der Mann muß kämpfen für's gute Recht, —
Und wenn die Freunde entfliehen,
Da muß er allein zum wilden Streit,
Allein die Straße ziehen.
Allein? — Es beschirmt liebend und lind
Der Mutter Segen das kämpfende Kind.

Sind ohne Rückhalt und Eigensucht
Noch irgend Herzen verbunden,
Wird irgend noch Treu' und volles Vertrau'n
Im ganzen Leben gefunden,
So ist es dort, wo die Beiden sind:
Das Eine die Mutter, das Andre das Kind.

Und daß ich eine Mutter hab'
Ich sing' und bring' es wieder,
Es dringt bis zu den Sternen hinauf
Und zieht den Himmel hernieder: —
Die reinste Liebe den Faden spinnt
Nur zwischen der Mutter und ihrem Kind.

Max Waldau.

Das Mutterauge.

Mutteraug'! in deine Bläue
Möcht' ich all' mein Leben seh'n,
Möchte schau'n die Lieb' und Treue,
Die darin geschrieben steh'n!

Mutteraug'! an meiner Wiegen
Wachtest du oft Stunden lang,
Sahst du mich im Schlummer liegen,
Gingelullt von süßem Sang.

Mutteraug'! am Krankenbette
Flechtest du gar manche Nacht
Still zum Himmel, daß er rette
Mich, dein Kind, aus Todesnacht

Mutteraug'! und als ein Sehnen
In die Welt mich trieb hinaus,
Sah' ich fließen deine Thränen,
Da ich Abschied nahm von Haus.

Mutteraug'! in diese Ferne
Sendest du noch deinen Strahl,
Möchtest schau'n, o wie so gerne,
Noch dein Kind ein einzig Mal.

Mutteraug'! ich kehre wieder,
Kehre bald zu dir zurück;
Schliesse nicht die müden Lider,
Gönne mir noch manchen Blick!

Mutteraug'! in deine Bläue
Laß mich all' mein Leben seh'n,
Laß mich schau'n die Lieb' und Treue,
Die darin geschrieben steh'n!

Adolf Schults.

An meine Mutter.

Gleich heller Sonne
Voll Licht und Wolme,
So strahlst du mir, o Mutter mein!
Für's ganze Leben
Dir hingegeben,
Will dein ich noch im Tode sein.

O Quell der Liebe!
Nie leer, noch trübe,
Dir mögen stets die Freuden nah'n,
Und deinem Herzen
Nie wilde Schmerzen
Begegnen auf des Lebens Bahn.

Wer kann uns schirmen
Vor Lebensstürmen,
Wenn nicht der Mutter Auge wacht?
Wer uns bewahren
Vor den Gefahren
In dieses Lebens dunkler Nacht?

Bei dir kann beten
Ich in den Nöthen,
Dort quillt der Trost wie Himmelslaut,
Dort flieh'n die Schmerzen
Aus meinem Herzen
Und Hoffnung mir in's Auge schaut.

Des Kindes Lallen
Hat dir gefallen,
So nimm als deiner Sorgen Lohn,
Den Kranz, gewunden
In frohen Stunden,
Im Wonnelang, im Jubelton.

Gleich heller Sonne
Voll Licht und Wolme,
So strahlst du mir, o Mutter mein!
Für's ganze Leben
Dir hingegeben,
Will dein ich selbst im Tode sein.

H. Söcker.

Die Sage.

Der Vorzeit Sage weilt Gebirg und Thal;
Sie spinnt um Klostertrümmer bleichen Strahl.
Sie wandelt durch der Burgruinen Schutt,
Und flüstert über manchem Todtenmal.

Von Bach und Quelle singt, von Kreuz und
Baum,

Von Bet- und Bildstock, benedictem Raum,
Von manchem Wunder uns der Sage Mund,
Ausdeutend früher Zeiten Märchentraum.

Dort schweben irre Lichtlein überm Moor,
Dort tritt ein Zwerg aus starrem Fels hervor,
Dort glüht, wie Kohlengluth, ein goldner Hort,
Dort rauscht aus stillem See die Nir' empor.

Das ist urew'ger Poesie Gewalt,
Ihr jugendliches Antlitz wird nicht alt;
Sie gleicht dem Memnon, der im Morgenstrahl
Der Mutter denkend, Wundertöne hallt.

Das ist der Volksmund, der bedeutsam spricht,
Dft in der Rede schüchtern, einfach, schlicht;
Doch streuend reichliche Gedankensaat,
Dft reicher, als manch prunkendes Gedicht.

Ludwig Beckstein.

Die deutsche Poesie.

Ihr habt gehört die Kunde
Vom Fräulein, welches tief
In eines Waldes Grunde
Manch hundert Jahre schlief.
Den Namen der Wunderbaren
Bernahmt ihr aber nie;
Ihr habt' ihn jüngst erfahren:
Die deutsche Poesie.

Zwo mächt'ge Feen nahen
Dem schönen Fürstenkind,
An seine Wiege traten
Sie mit dem Angebind.
Die erste sprach behende:
„Ja, lächle nur auf mich!
Ich gebe dir frühes Ende
Von einer Spindel Stich.“

Die andre sprach dagegen:
„Ja, lächle nur auf mich!
Ich gebe dir meinen Segen,
Der heilt den Todesstich;

Der wird dich so bewahren,
Daß süßer Schlaf dich deckt,
Bis nach vierhundert Jahren
Ein Königssohn dich weckt.“

Da ward ins Reich erlassen
Ein feierlich Gebot;
Verkündet in allen Straßen
Der Tod darauf gedroht:
Wo Jemand Spindeln hätte,
Die sollte man liefern ein,
Und sie an offner Stätte
Verbrennen insgemein.

Nicht nach gewohnter Sitte
Erzog man dieses Kind;
In dumpfer Mauern Mitte,
Noch sonst, wo Spindeln sind:
Nein, in den Rosengärten,
In Wäldern, frisch und kühl,
Mit lustigen Gefährten,
Bei freiem, kühnem Spiel.

Und als es kam zu Jahren,
Ward es die schönste Frau,
Mit langen, goldnen Haaren,
Mit Augen dunkelblau;
Im Gang, Gebärde züchtig,
Im Reden treu und schlicht,
In aller Arbeit tüchtig,
Nur mit der Spindel nicht.

Viel stolze Ritter gingen
Der Holden Dienste nach,
Heinrich von Osterdingen,
Wolfram von Eschenbach.
Sie gingen in Stahl und Eisen,
Goldsepter in der Hand;
Die Fürstin war zu preisen,
Die solche Diener fand.

Mit Degen und mit Speere
Waren sie stets bereit,
Den Frauen gaben sie Ehre,
Und fangen widerstreit.
Sie fangen von Gottes Minne,
Von kühner Helden Muth,
Von lindem Liebesinne,
Von süßer Maienbluth.

Von alter Städte Mauern
Der Widerhall erklang,
Die Bürger und die Bauern
Erhuben frischen Sang.
Der Senne hat gesungen,
Der über Wolken wacht,
Ein Lied ist aufgeklungen
Tief aus des Bergmanns Schacht.

In einer Mainacht blinkten
Die Sterne wunderschön,
Der Fürstin war, als winkten
Sie ihr zu Thurmes Höh'n.
Sie stieg hinauf zum Dache,
Die Zarte, ganz allein,
Da fiel aus einem Gemache
Ein trüber Lampenschein.

Ein Weiblein, grau von Haaren,
Dort an dem Rocken spann,
Sie hatte wohl nichts erfahren
Vom strengen Spindelbann.

Die Fürstin, die noch nimmer
Gesehen solche Kunst,
Sie trat in Weibleins Zimmer:
„Wer bist du, mit Vergunst?“

„Man nennt mich, schönes Liebchen!
Die Stubenpoesie!
Denn aus dem trüben Stübchen
Verirrt' ich mich noch nie.
Ich sitz' am lieben Plage
Beim Rocken wandellos,
Meine alte, blinde Kage
Die spinnt auf meinem Schooß.“

Lange, lange Lehrgedichte,
Die spinn ich recht mit Fleiß,
Flächsene Heldengedichte,
Die hasp' ich schnellerweiß.
Mein Kater maut Tragödie,
Mein Rad hat lyrischen Schwung,
Mein' Spindel spielt Komödie
Mit Tanzbelustigung.“

Die Fürstin thät erbleichen,
Als man von Spindeln sprach,
Sie wollte flugs entweichen,
Die Spindel sprang ihr nach;
Und an der morschen Schwelle,
Da fiel das Fräulein sacht,
Die Spindel auf der Stelle
Sie in die Ferse stach.

Was war das für ein Schrecken,
Als man sie Morgens traf!
Sie war nicht mehr zu wecken,
Sie schlief den Zauberschlaf.
Ein Lager ward bereitet
Im hohen Rittersaal,
Goldstoffe drauf gebreitet
Und Rosen ohne Zahl.

So schlief sie in der Halle,
Die Fürstin, reich geschmückt.
Bald hatte die Andern alle
Der gleiche Schlaf berückt.
Die Sänger, schon in Träumen,
Rührten die Saiten lang,
Bis in des Schlosses Räumen
Der letzte Laut verklang.

Die Alte spann noch immer
Im stillen Kämmerlein,
Es woben in jedem Zimmer
Die Spinner, groß und klein.
Die Hecken und Ranken woben
Sich um den Fürstenbau,
Und um den Himmel oben
Da spann sich Nebelgrau.

Wohl nach vierhundert Jahren
Da ritt des Königs Sohn
Mit seinen Jägerschaaren
Ins Waldgebirg davon:
„Was ragen doch da innen,
Ob all dem hohen Wald,
Für graue Thürm' und Zinnen
Von seltsamer Gestalt?“

Am Wege stand gerade
Ein alter Spindelmann:
„Erlauchter Prinz, um Gnade!
Hört meine Warnung an!
Romantische Menschenfresser
Hausen auf jenem Schloß,
Die mit barbarischem Messer
Abschlachten Klein und Groß.“

Der Königssohn verwegen
Thät mit drei Jägern ziehn,
Sie hieben mit dem Degen
Sich Bahn zum Schlosse hin.
Gesenkter war die Brücke,
Geöffnet war das Thor,
Daraus im Augenblicke
Ein Hirschlein sprang hervor.

Denn in des Hofes Räumen,
Da war es wieder Wald,
Da sangen in den Bäumen
Die Vögel mannichfalt.
Die Jäger ohn' Verweilen,
Sie drangen muthig hin,
Wo eine Thür mit Säulen
Aus dem Gebüsch erschien.

Zween Riesen schlafend lagen
Wohl vor dem Säulenthor,
Sie hielten in's Kreuz geschlagen
Die Hellebarden vor,

Darüber rüstig schritten
Die Jäger allzumal,
Sie gingen mit festen Tritten
Zu einem großen Saal.

Da lehnten in hohen Nischen
Geschmückter Frauen viel,
Gewappnete Ritter dazwischen
Mit goldnem Saitenspiel.
Hochmächtige Gestalten,
Geschlossnen Auges, stumm,
Grabbildern gleich zu halten
Aus grauem Alterthum.

Und mitten ward erblickt
Ein Lager reich von Gold,
Da ruhte, wohlgeschmückt,
Eine Jungfrau wunderhold.
Die süße war umfangen
Mit frischen Rosen dicht,
Und auch von Mund und Wangen
Schien zartes Rosenlicht.

Der Königssohn zu wissen,
Ob Leben in dem Bild,
Thät seine Lippen schließen
An ihren Mund so mild.
Er hat es bald empfunden
Am Odem, süß und warm,
Und als sie ihn umwunden
Noch schlummernd mit dem Arm.

Sie streifte die goldnen Locken
Aus ihrem Angesicht,
Sie hob, so süß erschrocken,
Ihr blaues Augenlicht.
Und in den Nischen allen
Erwachen Ritter und Frau,
Die alten Lieder hallen
Im weiten Fürstenbau.

Ein Morgen, roth und golden,
Hat uns der Mai gebracht;
Da trat mit seiner Holden
Der Prinz aus Waldesnacht.
Es schreiten die alten Meister
In hehrem, stolzem Gang,
Wie riesenhafte Geister,
Mit fremdem Wunderfang.

Die Thäler, schlummertrunken,
 Beckt der Gesänge Lust:
 Wer einen Jugendfunken,
 Noch hegt in seiner Brust,
 Der jubelt, tiefgerühret:
 „Dank dieser goldnen Fröh',
 Die uns zurück geführt
 Dich, deutsche Poesie!“

Die Alte sitzt noch immer
 In ihrem Kämmerlein;
 Das Dach zerfiel in Trümmer,
 Der Regen drang herein.
 Sie zieht noch kaum den Faden,
 Gelähmt hat sie der Schlag;
 Gott schenk' ihr Ruh' und Gnaden
 Bis über den jüngsten Tag!

2. Ufland.

Waldmärchen.

I.

Sinkt nicht der Boden
 Unter mir zusammen?
 Mit feuchtem Odem
 Umtänzeln mich Flammen,
 Bläuliche Lichter:
 Kraunen purzeln
 Ueber knotige Wurzeln
 Und schneiden Gesichter
 Dem zitternden Dichter.

Unter den Wald hinab
 Bin ich gefallen,
 Aus grünenden Hallen
 In dumpfiges Grab;
 Gewürme, häßlich
 Sineinander verschlungen,
 Umzisset mich gräßlich
 Mit gespaltenen Zungen;
 Die Decke droben
 Ist überwoben
 Mit Fasern und Ranken,
 Die rublos schwanken,
 Vom Sturm geschüttelt,
 Der hoch über mir
 Mit wilder Gier
 Die Tanne rüttelt,
 Daß sie knarrend ächzen,
 Wie Raben krächzen.
 Welch Sausen und Brausen!
 Die Wölbung kracht;
 Es hüllet Grausen
 Meine Sinne mit Nacht.

O wehe, wehe!
 Wohin ich gehe,
 Folgt mir Entsetzen!
 Vampyre setzen
 An meine Brust sich an,
 Mit glühenden Augen
 Und stechendem Zahn,
 Und saugen und saugen.

O wehe, wehe!
 Wohin ich gehe,
 O rette mich, Himmel,
 Aus dem Gewimmel!
 Willst du mich kalt
 Zum Bahnhuis verdammen?
 O halt, o halt
 Meine Sinne zusammen!

Was steigt dort hervor
 Aus Sumpf und Moor?
 Ein Männchen klein
 Wie Spinnebein;
 Ein Grubenlicht
 Unter dem Gesicht;
 Es hebt die Hand
 Und plötzlich flieht,
 Sobald es ihn sieht
 Mit Ungehum,
 Das Ungehum
 Das mich umwand;
 Und plötzlich sinkt,
 Sobald er winkt,
 Der Felsen ein,
 Auf dem ich stand;

Goldene Adern
Sprüh'n aus den Duadern.

Das Männlein sprach:
„Komm, folge mir
Nur muthig nach!
Ich zeige dir,
Wie man hier unten
In tiefem Schacht
Die vielen bunten
Waldblumen macht.
Viel' nennen sich
Hier meine Geister,
Und erkennen mich
Als Blumenmeister.
Sei jetzt mein Gast,
Und danke mir,
Der ich dich rettete
Vor dem Gethier,
Das dich umkettete!
Es sind die Wesen,
Die du gesehn hast,
Wie auserlesen
Zu allem Bösen.
Sie hausen mächtig
Auf einer öden Trist,
Sie brauen nächtig
Der Belladonna Gift;
Sie haben die Kraft
In Pflanzen zu hauchen
Der Hölle Saft,
Ihn zu gebrauchen
Zu tödtlichen Schwämmen
Und Schlangenkämmen,
Sie sind es, welche
Die Pilze weben,
Die Blumenkelche
Mit Gift verkleben,
Und meines Reiches Zier
Schnöde begeistern mir.“

II.

Mit einer Wünschelruthe nun berührt
Der kleine Mann die grauen Felsenvände;
Sie springen auseinander und er führt
Mich durch ein wunderherrliches Gelände;
Mit Mondenlicht umstrahlt mich eine Halle,
Geformt aus einem einzigen Crystalle.

Viel zarte Kinder sitzen dort gereiht,
Vor jedem steht ein feiner goldner Rocken,
Sie spinnen all' mit reger Emsigkeit,
Denn niemals darf das linke Mädchen stocken.
Mitunter singt ein Chor die schönsten Lieder
Und silberhell klingt es die Halle wider.

Der Meister führt mich freundlich lächelnd hin
Und zeigt mir, wie aus köstlichem Geschmeide
Die Kinder bunte zarte Fäden ziehn,
Noch zarter als die allerfeinste Seide;
Wie sie die Fäden dann zusammenwinden,
Daß sinnig alle Farben sich verbinden.

Und aus dem Stoffe sah ich still entzückt
Allmählich Blatt und Knospe sich gestalten,
Und unter jedem Händchen reichgeschmückt
Sich Blum' auf Blume duftvoll entfalten,
Ein Maienglöckchen bald, bald eine Rose,
Ein Veilchen bald, umhüllt von weichem Moose.

Da rief der Meister: „Wenn ihr fertig seid,
So steigt mit euren Blumen auf die Erde,
Und schmückt damit ihr jungfräuliches Kleid,
Auf daß sie einer Braut recht würdig werde;
Sie muß im köstlichen Gewande prangen,
Will sie den Bräutigam, den Lenz empfangen.“

Er sprach's, und auf geht ein krystallnes Thor,
Und rings umstrahlt von goldnem Himmels-
glanze

Tritt lächelnd eine holde Frau hervor,
Gekrönt das Haupt mit einem Blumenfranze;
Mein Führer selbst und alle Kinder neigen
Sich tief vor ihr in ehrfurchtsvollem Schweigen.

„Kennst du mich nimmermehr?“ — rief sie
mir zu —

„Lebt nimmermehr mein Bild in deinem Innern?
Ruf' deine Kindheit du zurück: kannst du
Der Fee Morgana nimmer dich erinnern,
Die oft im Walde deinen Schlaf bewachte,
Und dir die bunten Wiesenblumen brachte?“

Und nieder auf die Kniee sank ich hin,
Bedeckend ihre Hand mit heißen Küßen:
„„Du bist's, du bist's, die Blumenkönigin!
Hast du mich denn so bald verlassen müssen?
Du bist's, die Lieder in das Herz mir flöste,
Und mir so manches dunkle Räthsel löste!“

„Du sangst mir oft die schönsten Marchen vor:
Der Tannenhorst ward mir zum Palmenhaine,
Als Bambus wiegte sich des Baches Rohr,
Der Himmel schwamm in tieferblauem Scheine;
Oft schlief ich ein, von deinem Arm geschaufelt,
Von deiner Lieder Melodie umgaufelt.

„Wenn ich, das Kind, im Walde mich erging,
Bist an der Quelle du mir oft erschienen,
Du haschtest mir den bunten Schmetterling,
Gabst mir zu kosten goldnes Brod der Bienen;
Du lehrtest mich, im grünen Laubgemache,
Der Blätter und der Wellen leise Sprache.

„Du lehrtest mich der Vögel Melodie,
Des Jephyrs Säufeln im Gebüsch verstehen,
Du liehest meinen Augen Alles wie
Verklärt von einem höhern Lichte sehen;
Doch eines Abends bist du mir entschwunden,
Und heut' erst hab' ich wieder dich gefunden!“

Da küßte mich die Fürstin auf die Stirn. —

III.

Wer weckte mich mit warmem Hauche
Aus meinem wunderbaren Traum?
War's das Lüftchen aus dem Strauche,
War's das Täubchen dort vom Baum?

Ich hörte über mir ein Lächeln,
Als ich noch halb im Schlummer lag,
Ich fühlte über mir ein Fächeln
Wie Turteltaubenflügelschlag.

Noch seh' ich, wie zu mir sich nieder
Ein blondes Engelsköpfschen bog,
Schnell wie der Wind verschwand es wieder,
Als mir der holde Traum entflog.

Ich spähte durch die grünen Räume,
Doch Alles war so still, wie vor;
Nur oben flüsteren die Bäume
Im hellen wunderbaren Chor.

August Schnetzler.

Volksmärchen aus dem Unterinnthale.

I.

In einem weitentlegenen Lande lebte ein Kaufmann, der selber nicht wußte, wie reich er war: er maß das Geld nur mit Scheffeln. Dabei nagte aber doch bitterer Kummer an seinem Herzen, denn der älteste Sohn war zu keinem kaufmännischen Geschäfte anständig, man hieß ihn nur den Dummen. Seine zwei jüngern Brüder hatten ihn am liebsten, wenn sie ihn gar nicht sahen, denn sie schämten sich seiner. Als der Vater plötzlich starb, bemächtigten sich die Beiden aller Reichthümer und vertrieben ihren Bruder, ohne ihm einen Heller vom Erbe zu geben, unbarmherzig aus dem väterlichen Hause. Er war darob sehr niedergeschlagen und fast in Verzweiflung, was er in dieser schrecklichen Lage anfangen sollte. Da faßte er den Entschluß, in die weite Fremde zu ziehen, freilich ganz ohne Plan wohin, sondern vorläufig nur der Nase nach und zwischen den Ohren hindurch. Ach, dachte er,

ist die Welt unermesslich und ich habe nicht so viel Eigenes, worauf ich stehen könnte. Aber laß nur den Muth nicht sinken: in all den großen Ländern machst du für dich schon auch noch ein Plätzlein ausfindig.

Auf seiner Wanderung gelangte er eines Abends in eine breite Wiese, wo viel Heu in Haufen zusammengeworfen lag. In einen solchen vergrub er sich bis über die Ohren und dankte Gott, daß er in einem so weichen warmen Nest seine müden Glieder strecken und ausrasten konnte. Er wollte noch ein Vater unser sprechen, aber entschlief bereits, ehe er zum „Geheiligt werde dein Name“ kam. In kurzer Zeit störte ihn ein Geräusch wieder auf. Er spähte aus dem Heu und sah einen Wagen, dem zwei Ochsen vorgespannt waren, daher fahren, nebenbei ging ein baumhoher Riese. Mitten auf dem Wiesengrund hielt er, nahm eine gewaltige Gabel vom Wagen und fing an die Heuhaufen aufzulegen. Der

Kaufmannssohn getraute sich kaum zu athmen und verkroch sich tiefer ins Heu. In demselben wurde er vom Riesen auf den Wagen geschwungen. Sobald alles Heu aufgelegt war, kehrte der Riese wieder um. Nach einer Weile merkte der Kaufmannssohn, daß angehalten wurde. Er schaute ein wenig aus seinem Versteck und sah ein hohes Schloß aus glatt-polirten Marmelsteinen erbaut. Der Riese öffnete ein Thor und fuhr in ein hohes Gewölbe. Drinnen warf er das Heu und darin den Kaufmannssohn von dem Wagen, dann trat er in ein prachtvolles Zimmer neben dem hohen Gewölbe, um sich schlafen zu legen. Die Thür ließ er aber offen, weil er den Duft des frischen Heues liebte. Da sah unser Wanderer, wie der Riese neben sich ein großes Schwert hinlegte und aus der Tasche einen goldenen Schlüssel langte, den er unter dem Polster verbarg. Kaum lag er im Bett, so fing er auch schon an laut zu schnarchen. Wie der im Heu dieses hörte, kroch er leise heraus und schlich mäuschenstill in die Kammer. Dort nahm er das Schwert und schlug dem Riesen mit einem Streiche den Kopf ab. Dann zog er den goldenen Schlüssel unter dem Polster hervor und sperrte in der Wand daneben eine Thür auf. Da sah er vor sich einen geräumigen Saal, in der Mitte stand eine großmächtige Trommel. Er ging hinein und schlug darauf und plötzlich stund ein Zwerg in rothem Röcklein und grüner seidener Kappe vor ihm. Anfangs gaffte das Männlein den Fremden mit großen Augen und offenem Mund an und wußte nicht, was es thun sollte. Als es aber den Leichnam des Riesen vor der Thüre gewahrte, fiel es vor dem Kaufmannssohn nieder und brachte ihm als jezigem Gebieter im Namen seiner unzähligen Genossen die Huldigung dar. Nun befahl der neue Herrscher dem Zwerg, alle seine Kameraden vorzuführen. In Kürze wimmelte es von solchen Männlein um ihn und alle erklärten sich bereit zu seinen Diensten. Er erteilte ihnen viele Aufträge und einen davon schickte er in alle Welt, auf daß er von Zeit zu Zeit Kunde bringe, was

sich Neues begeben. Eines Tages erzählte dieser Zwerg seinem Herrn vom gläsernen Berg. „Weit von da,“ hob er an, „steht auf einem Berg ein Schloß, darin haust ein reicher Graf. Dieser hat ein Töchterlein von so wunderbarer Schönheit, daß die Sonne noch keine lieblichere Maid angeschienen hat. Eine solche Prinzessin lockte auch ganz natürlich viele Freier auf das Schloß. Aber der Alte mochte sein geliebtes Töchterlein ungern von sich entfernen. Alle Werber geradezu abzuweisen getraute er sich nicht und ersann daher eine List, sie los zu werden. Er ließ den Berg, worauf sein Schloß steht, überglasten und sagte nur dem seine Tochter zu, welcher erst über den gläsernen Berg hinaufzureiten vermöchte. Doch wer den gewagten Versuch nicht ausführen konnte, dem sollte es das Leben kosten. Desungeachtet versuchten bisher schon viele Ritter ihr Glück. Allein statt die schöne Maid zu gewinnen, verloren alle Leib und Leben.“ Glückauf! dachte der Kaufmannssohn, wie er dies gehört, da ist einmal für mich ein Preis zu erobern. Nun ließ er sich von seinen Zwergen einen Harnisch aus lauterem Golde anthun, daß er über und über hell funkelte. Dem Zwerg, der als Stallmeister diente, befahl er, ein Pferd zu bringen, mit dem er auch über den spiegelglatten Glasberg hinaufrennen könnte. Schnell führte ihm der Stallmeister einen Rappen her — den hättest du sehen sollen! er konnte vor Muth nicht einen Augenblick ruhig stehen bleiben. Der Kaufmannssohn schwang sich feck darauf und ritt dem gläsernen Berge zu. In einem Nu war er daselbst. Gerade standen in der Ebene herunter zahlreiche Ritter versammelt, denn es wollte wieder einer das Wagniß um die schöne Prinzessin bestehen. Kaum jedoch war dieser angeritten, als schon sein Pferd auf dem Glase zusammenstürzte. Nun bat der Kaufmannssohn um die Erlaubniß, den Ritt zu machen, was ihm gleich zugesagt wurde. Auf das gegebene Zeichen sprengte er durch die Reihen der Ritter hindurch und war im Flug oben vor dem Schlosse. Wie die Prinzessin den schönen Ritter ersah,

eilte sie voll Freude aus dem Thor und gab ihm einen Kuß. Sie war im tiefsten Herzen froh, daß von jetzt an kein Ritter mehr um sie das Leben verlieren mußte. Und auch an ihrem Bräutigam hatte sie große Freude: denn er war ein bildschöner junger Mensch und auch gar nicht mehr dumm, wie er sich beim Kaufmannsgeschäft gezeigt hatte. Dem alten Ritter that es wohl leid, daß seine Tochter jetzt von ihm scheiden sollte, aber er konnte die Sache nicht mehr anders machen. Es wurden gleich Anstalten zur Hochzeit getroffen, bei welcher das ganze Zwergvolk und alle Ritter der Umgegend als Gäste erschienen. Nach der Vermählung führte der Kaufmannssohn sein Weib in die Burg des Riesen. Dort verbrachten sie mitsammen die schönsten Tage und bekamen viele Kinder, an denen sie große Freude hatten, und wenn sie nicht schon gestorben, sind sie ganz sicher noch am Leben.

II.

Ein König hatte schon seit Jahren keinen gesunden Tag genossen; die Doktoren, welche er von weit und breit hatte zu sich kommen lassen, vermochten mit all' ihren Pulvern und Mixturen ihm nicht zu helfen. Um ihrer Ungeschicklichkeit eine schöne Farbe anzustreichen, erklärten sie dem König: für seine Krankheit wäre auf Gottes Erdboden kein Kraut gewachsen, dann zogen sie alle fort.

Eines Tages erschien ein meeralters Weiblein im Palast, das sagte, es wüßte wohl Mittel, welche den König unfehlbar herstellen und ihm ein langes, gesundes Leben verschaffen würden. Aber um sie zu erlangen, mußte man sich großen Wagnissen und Gefahren preisgeben. Der König ließ das Mütterchen vor sich kommen und forderte es auf, die Mittel anzugeben: er sei fest entschlossen sich dieselben zu verschaffen, und sollte es sein ganzes Reich kosten. Er wolle lieber gesund auf einem hölzernen Stuhl, als krank auf einem goldenen Thron sitzen. Da sagte ihm die Alte: er möge einen seiner Söhne auf den gläsernen Berg schicken, wo ein hohes

Schloß stehe. Dasselbst müsse er einen Apfel, einen Vogel und eine Flasche Wasser für den König, für sich aber eine Jungfrau holen. Wie er sich weiter zu verhalten habe, darüber werde ihm, eh er noch den gläsernen Berg erreiche, von einem Fuchs Auskunft erteilt werden. Davon dürfe er aber dann um kein Haar abweichen, es stehe sonst sein Leben auf dem Spiel. Wie die Alte dieses gesprochen hatte, verschwand sie. Nun rief der König seine drei Söhne zu sich und erzählte ihnen Alles, was er eben gehört. Der älteste erbot sich sogleich zur Reise auf den gläsernen Berg. Daß ihm noch Niemand die Schneid abgekauft, meinte er, sei weltbekannt und auf den Kopf gefallen wäre er auch nicht. Also brauchte sich während seiner Abwesenheit der Vater um ihn kein graues Haar wachsen zu lassen; und die vier Stück würde er so bestimmt, als jedem Tag eine Nacht folgt, heimbringen. Dem König leuchtete dies ein, er hatte allweil auf die Kraft und Klugheit seines ältesten Sohnes das größte Vertrauen gesetzt. Er gab ihm das schönste Pferd, glänzende, scharfgeschliffene Waffen und viel Geld, wie es sich für einen Königssohn geziemt, dann ließ er ihn mit herzlichem Abschiedskuß davon ziehen. Als der Prinz schon mehre Tagereisen weit fort war, kam er in einen dichten Wald. Er ritt von früh Morgens bis tief in die Nacht hinein zwischen den hohen Tannen, aber er konnte noch immer an kein Ende gelangen. Plötzlich sah er in der Ferne zwischen den Bäumen durch ein Licht schimmern. Er freute sich darüber, sprengte sein Ross rascher fürbaß und kam zu einem Hause, daraus vernahm er helle Musik und fröhlichen Tanz. Da schwang er sich vom Pferd, übergab es dem Hausknecht in den Stall zu führen und trat wohlgemuth in die Stube. Diese war voll wackerer Zecher, es wurde gesungen und aufgespielt, daß Einem davon die Ohren voll waren, und gewalzt, daß die Röcke flogen. Ich hätte den sehen mögen, der dieser Lustbarkeit widerstanden wäre? Unser Königssohn wenigstens fand daran gleich Gefallen. Er zahlte den fröhlichen

Kameraden eine Halbe um die andere und sprach auch selbst dem rothen Sorgenbrecher tüchtig zu. So trieb er es mehre Tage. Als er sich endlich zur Abreise anschickte, gewahrte er, daß seine Tasche keine unverstiegbare Geldquelle sei. Er konnte seine Zecher nicht mehr bezahlen, selbst nicht, wenn er sein Ross dafür einsetzen wollte. Der Wirth sagte ihm trocken, es steh mit großen Buchstaben auf dem Schild über der Hausthür geschrieben: Heut um's Geld, morgen auf Credit, das hätte der Herr beim Hereingehen lesen und sich fleißig merken sollen. Dann hing er ihn, trotz alles Versprechens und Bittens, in den Rauchfang, wo er bald den Geist aufgab.

Zu Haus wurde der Prinz mit unaussprechlicher Sehnsucht erwartet. Endlich ließ der König alle Hoffnung auf dessen Wiederkehr sinken, er betrauerte und beweinte ihn als einen Todten. Da suchte ihn sein zweiter Sohn zu trösten. „Ich will mich aufmachen, sprach er, meinen Bruder überall zu suchen. Und hab' ich ihn gefunden — denn er hat sich gewiß auf dem Weg verirrt — so wollen wir mitsammen vom gläsernen Berg die Sachen für dich holen. Anfangs schenkte der König diesen Worten kein Gehör, er besorgte, auch um seinen zweiten Sohn zu kommen. Dieser aber hörte mit dem eindringlichen Zureden nie auf, er dachte mit dem Nichtnachgeben gewinnt man. Er hatte auch Recht. Mit der Zeit ließ sich der Vater bereden: er rüstete den Prinzen mit dem schönsten Pferd, mit scharfen glänzenden Waffen und vielem Geld aus, und gab ihm seinen Segen zur Reise. Aber es traf ihn das nämliche Loos, wie seinen ältern Bruder. Auch er kam in jenes Wirthshaus, ließ sich bei der lustigen Gesellschaft die Zeit nicht lang werden und konnte am Ende nicht mehr bezahlen. Da war es mit aller Glorie aus und Amen, er wurde zu seinem Bruder in den Rauchfang gehängt.

Als auch der zweite Sohn nicht mehr heimkam wurde der König aufs Neue sehr traurig. Er ließ in seinem ganzen Reiche Nachfrage anstellen, aber umsonst. Das stimmte ihn noch betrübter, die wärmsten,

sonnigsten Tage erschienen ihm fortan kalt und aschgrau; so eilte er sichtlich dem Grabe zu. Besonders beklagte er, daß er keinen würdigen Thronerben mehr habe; seinen jüngsten Sohn hielt er dazu nicht für fähig. Auf diesen hatte der Vater nie ein Vertrauen gesetzt; denn während seine Brüder auf den wildesten Rossen umherritten, ging er lieber im königlichen Garten oder im dunkeln Wald draußen spaziren. Deshalb hielt man ihn fast für blöde. Aber das Geräusch ist oft größer als der Bach und nur stille Wasser gründen tief. So wars mit den Söhnen des Königs. Der jüngste Prinz zeigte jezt einen solchen Muth, wie es Niemand von ihm geglaubt hätte. Er wollte durchaus seinen Brüdern nach und sie aussuchen, ob er sie todt oder lebendig finden würde. Dann wünschte er aber auch die Gefahren auf dem gläsernen Berg zu bestehen. Der Vater gab endlich seinen Bitten nach: an diesem, dachte er, ist nicht viel mehr zu verlieren und oft hat ja gerade der Dumme das Glück. Auf seiner Reise kam nun auch der Jüngste in dasselbe Wirthshaus, wo seine beiden Brüder einen so erbärmlichen Tod gefunden hatten. Auch diesmal ging es hier nicht minder lustig her, aber unser jegiger Wanderer ließ sich nicht berücken. Als er am andern Tag vor der Abreise den Wirth bezahlte, kam er zufällig in die Küche hinein. Da sah er im Rauchfang oben zwei Körper, ganz zusammengedorrt, daß sie der Wind hin und her schaukelte. Er fragte, was dies zu bedeuten hätte? Der Wirth erzählte ihm die ganze Geschichte von den zwei vornehmen Zechern, die nicht mehr haben zahlen können. Der Königssohn erkannte, daß es seine zwei Brüder gewesen, er berichtigte die Schuld und ließ die Leichen begraben. Darauf setzte er seine Reise fort und gelangte nach mehren Tagen zu einem See. Drüben sah er den gläsernen Berg, aber wie sollte er durch das Wasser? Als er darüber so nachdachte kam ein Fuchs zu ihm heran und fragte: woher und wohin? Der Königssohn erzählte ihm Alles getreulich und erkundigte sich, wie er sein Vorhaben durchführen sollte? Da rieth

ihm zuerst der Fuchs, diese Gedanken fahren zu lassen, weil das Wagniß mit so großen Gefahren verbunden wäre. Der Prinz ließ sich aber nichts aus dem Sinn reden und blieb fest bei seinem Entschluß. Der Fuchs als er diese Standhaftigkeit sah, sprach zum Königssohn: er möge das Pferd hin an einen Baum anbinden und zurücklassen, selbst aber solle er sich an seinen Schwanz hängen, so werde er ihn über den See bringen. Der Prinz that es und sie kamen schnell ans andere Ufer. Da gab ihm der Fuchs noch folgende Anweisung und Lehre: „Während du nun den Berg hinaufsteigst, lasse dich ja nicht gelüsten umzuschauen, das wäre dein Verderben. Bist du oben angelangt so geh unverzagt durch das Thor hinein und scheue dich nicht vor den Löwen, welche davor Wache halten. Drinnen durchgehst Du dann alle Zimmer der Reihe nach. Linker Hand im ersten findest du die prachtvollsten Vögel, welche einen wunderschönen Gesang erheben; aber ich rathe dir: laß dich vom bunten Gefieder nicht blenden und vom süßen Sang nicht bezaubern. Begib dich unverzüglich ins folgende Zimmer. Da flattern die allerabscheulichsten Vögel herum, und diese heben, sobald sie dich ansichtig werden, ein gräßliches Geschrei an, daß dir die Haare zu Berg stehen. Laß dich aber keineswegs irren und bedenke: wer nichts wagt, gewinnt nichts! Hasche ganz beherzt den Häßlichsten und bring ihn in die Vorhalle. Im daranstoßenden Zimmer findest Du dann die schönsten duftenden Äpfel aufgehäuft, aber laß dich nicht verlocken davon zu nehmen; sei keine Eva! Eile flugs in das folgende Zimmer, wo es freilich nicht so schön ausschaut. In diesem liegen lauter halb und ganz faule Äpfel umher, die einen pestilenzartigen Geruch verbreiten. Such den schlechtesten aus und bring ihn zum Vogel in die Vorhalle. Auf dem Schloßflügel rechter Hand findest du im ersten Zimmer schöne, helle Flaschen voll wohlriechenden Wassers. Aber auch bei diesen eile vorüber in das zweite Zimmer, wo schmutzige Gläser mit stinkenden Wassern gefüllt stehen. Von diesen suche gleichfalls das grauslichste aus

und stell es zum Vogel und Äpfel in die Vorhalle. Im nächsten Zimmer sind Jungfrauen von ausgezeichneter Schönheit. Sie eilen dir gleich entgegen und bewillkommen dich mit den freundlichen Grüßen; sie laden dich sogar ein für immer bei ihnen zu bleiben. Aber da gilt's, dich zusammen zu nehmen. Bist du bisher standhaft gewesen, so halte aus: Ende gut, alles gut! Mach dich gleich in das letzte Zimmer. Da kommen dir häßliche Weiber entgegen. Die schwarze Mitternacht wär' im Vergleich mit der schönsten von ihnen sonniger Mittag. Auch da wähle wieder die allerabscheulichste aus. Befolgst du nun Alles pünktlich, so wie ich es dir angefragt, dann wird dich dein Gang auf den gläsernen Berg nie gereuen. Handelst du meinen Worten zuwider, so wäre dir's besser, du hättest vom gläsernen Berg nie eine Silbe gehört. Solltest du meiner Hilfe — wie man nicht voraus sehen kann — noch weiter bedürfen, so werde ich, wie es in meinen Kräften liegt, nicht säumig sein.“ Nun gelobte der Königssohn heilig Alles zu befolgen, und der Fuchs verschwand. Jener schickte sich an, den Berg zu besteigen. Er schaute nicht um, obwohl hinter ihm stets ein furchtbarer Lärm war, und gelangte bald glücklich auf den Gipfel. Vor dem Schlosse sah er die zwei grimmigen Löwen, welche ihn mit rollenden Augen anschauten und auf ihn loszufahren drohten. Allein er gedachte der Worte des Fuchses und ging beherzt durch das hohe Thor hinein. Dann trat er linker Hand in das erste Zimmer und fand da die prachtvollsten Vögel, welche einen wunderschönen Gesang anhoben. Der gute Prinz vergaß alle festen Vorsätze: er blieb, vom bunten Gefieder geblendet und vom Sange bezaubert, lange Zeit stehen und horchte. Das war sein Unglück! Er griff, wie von Sinnen, nach dem schönsten Vogel und trug ihn hinaus in die Vorhalle. Da entstand ein gräßlicher Lärm, er wurde von Geistern gepackt und in einen finstern Kerker geworfen. Darin brachte er schauervolle Stunden zu und gedachte mit Schmerz und Reue an die Mahnungen des Fuchses. Plötzlich guckte dieser zum kleinen Fenster hinein und

fragte den Gefangenen, wie es ihm gehe? Der fing fast an zu weinen und bat den Fuchs aufs inständigste, er möchte ihm doch noch diesmal helfen, er wolle in Zukunft ihm gern in Allem aufs Wort gehorchen. Da steckte der Fuchs seinen Schweif durch die Oeffnung und befahl dem Königssohn, sich daran zu halten; so brachte er ihn aus dem Kerker. Der Fuchs ermahnte den Prinzen, neuerdings ans Werk zu gehen, dann verschwand er. Da ging jener wieder beherzt durch das hohe Thor hinein und trat linker Hand in das erste Zimmer. Er ließ sich aber vom bunten Gefieder nicht mehr blenden und vom süßen Sang nicht bezaubern, sondern begab sich unverzüglich ins folgende Zimmer. In diesem flatterten die aller abscheulichsten Vögel herum und hoben, sobald sie ihn ansichtig wurden, ein gräßlich Geschrei an. Er ließ sich aber keineswegs irre machen und dachte: wer nichts wagt, gewinnt nichts. Dann haschte er den Häßlichsten und trug ihn hinaus in die Vorhalle. Ebenso standhaft ging er durch die Zimmer, wo die lieblichen, duftenden Aepfel aufgehäuft lagen und die hellen Flaschen voll wohlriechenden Wassers stunden. Er wählte daneben den schlechtesten faulsten Aepfel und das schmutzigste Glas mit stinkendem Wasser und trug beides hinaus in die Vorhalle. Auch im vorletzten Zimmer ließ er sich durch die Jungfrauen von ausgezeichnete Schönheit nicht aufhalten. Sie bewillkommten ihn zwar mit den freundlichsten Grüßen und luden ihn ein für immer zu bleiben. Aber er hatte für ihre süßen Worte kein Ohr, sondern ging stracks in das letzte Zimmer. Da kamen ihm häßliche Weiber entgegen, die schwarze Mitter-

nacht wär' im Vergleich mit der schönsten von ihnen wirklich sonniger Mittag gewesen. Der Prinz wählte nun die aller abscheulichste aus und führte sie in die Vorhalle. Da nahm er die übrigen Sachen zu sich und verließ das Schloß. Aber kaum war er aus dem Thor, als sich zu seinem Erstaunen Alles verwandelte: Vogel, Aepfel und Flasche wurden plötzlich so prachtvoll, lieblich und schön, daß er im Schloß drin bei weitem nichts so vortreffliches gesehen; statt des häßlichen Weibes führte er eine blühende Jungfrau, an der sich seine Augen nicht satt sehen konnten. Nun stieg er vom Berg hinab. Am Ufer des Sees war ein Schiffein, das er früher nicht bemerkt hatte, dieses brachte ihn über das Wasser. Am andern Gestade fand er sein Ross an dem Baum angebunden, gerade wie er es verlassen. Er setzte sich darauf, nahm die Jungfrau vor sich und sprengte, daß der Staub aufflog, heimwärts. Im väterlichen Schloß wurde er mit Freude und Jubel empfangen. Der König aß den Aepfel, lauschte dem Sange des prachtvollen Vogels und trank das wohlriechende Wasser; das machte ihn wieder kräftig und lebensfroh. Darauf wurde die Hochzeit des Prinzen mit der lebenswürdigen Jungfrau aufs glänzendste veranstaltet. Dabei ging es unaussprechlich lustig zu, wie im ewigen Leben. Man spielte mit Geigen, Trompeten und Flöten zum Tanze; und um das Fest recht zu verherlichen, wurde mit hundert Kanonen geschossen. Ich stand gerade dabei und wurde in eine hineingeladen, wie man sie losgebrannt, hats mich daher getragen. — So schloß gewöhnlich die alte Erzählerin dieses Märlein.

Peter Moser.

Die Zwerge.

Wie war die Zeit so lieblich, der Tag so
froh und klar,
Als noch mit jedem Morgen der Zwerge bunte
Schaar

Stieg aus den Bergesklüften, herab in Wief
und Feld;
Wie haben sie so traulich den Menschen sich
gesellt.

Da schädete kein Regen, kein Hagel dem
Getraid',
Die klugen Zwerge wußten's, sie schnitten's
vor der Zeit:
Sie schafften in den Feldern, in Haus und
Hof, im Stall,
Und Menschen, Vieh und Früchte gediehen
überall.

Da droben an der Wiese, noch steht der
Ahorn da,
Wo man auf schwankem Aste die Zwerglein
sitzen sah,
Dort saßen sie im Schatten, die kleinen Ge-
sellen treu,
Wenn drunten die Mähder wandten das frische,
duft'ge Heu.

's ist über Nacht geschehen, daß man zersägt'
den Ast,
Er hing nur noch am Stamme, ihn hielt ein
Streiflein Bast,
Arglos am Morgen kamen die Kleinen allzu-
gleich,
Sie klonnen auf den Ahorn und sprangen
auf den Zweig.

Da ist der Bast gerissen, der Ast erkracht und
fällt,
Die treuen Zwerglein stürzen gar jämmerlich
ins Feld,
Wer mochte da sich freuen, der das mit ange-
sehn?
Wer mochte da noch lachen? Und dennoch
ist's geschehn.

Sie aber rafften eilig sich von dem Boden
auf,
Und hoben Händ und Stimmen erzüert zum
Himmel auf:
„O dort der blaue Himmel, wie ist er hoch
und hehr,
Und o wie groß die Untreu! heut hier und
nimmermehr!“

So riefen sie und gingen. Da ist die Zeit
ergraut.
Es bringt nicht Heil noch Segen, was dort
der Landmann baut;
Die Saaten hageln nieder und Scheun' und
Stall sind leer.
Die treuen Zwerge schieden und kehren nimmer-
mehr.

Victor Strauß.

Das Schneiderlein und die Trollen.

Es war einmal ein Schneiderlein
In einem kleinen Ort,
Das nähte alle Kleiderlein
Und Samstags trug es fort
Mit unermüßlich raschem Gang,
Was es genäht die Woche lang,
Montag, Dienstag, Mittwoch, Donnerstag und
Freitag.

Am Sonntag war es heiter,
Lief frisch hinein ins Land,
Und weiter, immer weiter,
Bis es am Berge stand.
Da schaut es durch den Spalt hinein,
Und drinnen singt der Trollenreihn:
Montag, Dienstag, Mittwoch, Donnerstag und
Freitag.

Husch! glitscht gleich einem Aale
Es in den Berg hinein,
Der funfelt rings im Strahle
Von Gold und Edelstein.
Wie bricht es aus der Felsenwand
Sich Stein um Stein mit linker Hand:
Horch! Montag, Dienstag, Mittwoch, Don-
nerstag und Freitag.

Wie piepscht und ziepscht das Schneiderlein,
Doch plötzlich packt es Grauen,
Ihm ist, als ob die Edelstein'
Wie Katzenaugen schauen,
Wie Augen roth und gelb und grün,
Und lange rothe Nasen glühn,
Horch! Montag, Dienstag, Mittwoch, Don-
nerstag und Freitag.

Dem Berg entschlüpft das Schneiderlein,
 Legt sich daheim zur Ruh,
 Und träumt von Gold und Edelstein,
 Da fährt's empor im Nu.
 Horch! wie es trippt und trappt und scharrt,
 Und schnalzend tappt und gellend schnarrt:
 Montag, Dienstag, Mittwoch, Donnerstag und
 Freitag!

„O Zemine! die Trollen
 Im Hofe sind sie schon,
 Sie knurren und sie grollen:
 Jetzt kriegst du deinen Lohn!“
 Schon klettern sie am Dach empor,
 Wie schrillt's dem Schneiderlein im Ohr:
 Montag, Dienstag, Mittwoch, Donnerstag und
 Freitag.

Ein Loch im Dach. O Zemine,
 Welch' schauerhafte Fragen!
 Sie heulen all' in grimmem Weh,
 Augenberaubte Kagen;
 Die Höhlen starren blutig, leer:
 „Gieb die gestohlenen Augen her!“
 Montag, Dienstag, Mittwoch, Donnerstag und
 Freitag.“

Sieh, die geraubten Steine
 Durchzucken Blitze grell,
 In grün und gelbem Scheine
 Sprüh'n sie wie Augen hell,

Und wüthend schreit das Trollenheer:
 „Gieb die gestohlenen Augen her!
 Montag, Dienstag, Mittwoch, Donnerstag und
 Freitag.“

Und immer größer wird der Kreis,
 Schon neun und neunzig füllen
 Das Zimmerlein, und kalt wie Eis
 Hört sie der Schneider brüllen,
 Sie deuten grinsend nach dem Bett
 Und singen höhnisch um die Bett':
 „Montag, Dienstag, Mittwoch, Donnerstag und
 Freitag.“

Doch plötzlich springt das Schneiderlein
 Aus seinem Bett behend,
 „Und Samstag, Sonntag!“ ruft es drein,
 „Dann ist die Woch' am End.“
 Da lücht der Steine falsche Gluth,
 Verstiehbend murren sie voll Wuth:
 „Montag, Dienstag, Mittwoch, Donnerstag und
 Freitag.“

Da sang das Schneidermeisterlein:
 „O ruhmgekrönter Tag,
 Die neun und neunzig Geisterlein
 Ich schlug mit einem Schlag,
 Jetzt hat's ein Ende mit dem Näh'n,
 Jetzt kann ich auch spazieren geh'n:
 Montag, Dienstag, Mittwoch, Donnerstag,
 Freitag, Samstag und Sonntag.

Luiſe von Moennies.

Die Heinzelmännchen.

Wie war zu Cöln es doch vordem,
 Mit Heinzelmännchen so bequem!
 Denn war man faul . . . man legte sich
 Hin auf die Bank und pfliegte sich:
 Da kamen bei Nacht
 Ehe man's gedacht,
 Die Männlein und schwärmten
 Und klopfen und lärmten
 Und rupften
 Und zupften
 Und hüpfen und trabten
 Und putzten und schabten
 Und eh ein Faulpelz noch erwacht, . . .
 War all sein Tagewerk . . . bereits gemacht!

Die Zimmerleute streckten sich
 Hin auf die Spän' und reckten sich;
 Indessen kam die Geister-Schaar
 Und sah was da zu zimmern war:
 Nahm Meißel und Beil
 Und die Säg' in Eil:
 Sie sägten und stachen
 Und hieben und brachen,
 Berappten
 Und kappten,
 Bisirten wie Falken
 Und setzten die Balken
 Eh sich's der Zimmermann versah
 Klapp, stand das ganze Haus . . . schon fertig da!

Beim Bäckermeister war nicht Noth,
 Die Heizelmännchen backten Brot.
 Die faulen Burschen legten sich,
 Die Heizelmännchen regten sich —
 Und ächzten daher
 Mit den Säcken schwer!
 Und kneteten tüchtig
 Und wogen es richtig,
 Und hoben
 Und schoben
 Und segten und backten
 Und klopfien und hackten.
 Die Burschen schnarchten noch im Chor:
 Da rückte schon das Brot, . . . das neue vor!

Beim Fleischer ging' es just so zu:
 Gesell und Bursche lag in Ruh.
 Indessen kamen die Männlein her
 Und hackten das Schwein die kreuz und quer.
 Das ging so geschwind,
 Wie die Mühl' im Wind:
 Die klappten mit Beilen,
 Die schnitzten an Speilen,
 Die spühlten
 Die wühlten
 Und mengten und mischten
 Und stopften und wischten.
 Thut der Gesell die Augen auf:
 Wapp, hing die Wurst da schon im Aus-
 verkauf!

Beim Schenken war es so: es trank
 Der Käufer bis er niedersank,
 Am hohlen Fasse schlief er ein,
 Die Männlein sorgten um den Wein
 Und schwefelten fein
 Alle Fässer rein.
 Und rollten und hoben
 Mit Binden und Kloben,
 Und schwenkten
 Und senkten
 Und gossen und panschten
 Und mengten und manschten.
 Und eh' der Kiefer noch erwacht:
 War schon der Wein geschönt und fein gemacht!

Einst hatt' ein Schneider große Pein:
 Der Staatsrock sollte fertig sein,
 Warf hin das Zeug und legte sich
 Hin auf das Ohr und pflegte sich.
 Da schlüpfen sie frisch
 In den Schneidertisch;
 Und schnitten und rückten
 Und nähten und stücten
 Und fasten
 Und pasten
 Und strichen und gukten
 Und zupften und ruckten,
 Und eh' mein Schneiderlein erwacht;
 War Bürgermeister's Rock bereits gemacht!

Neugierig war des Schneiders Weib,
 Und macht sich diesen Zeitvertreib:
 Streut Erbsen hin die and're Nacht,
 Die Heizelmännchen kommen sacht;
 Eins fährt nun aus,
 Schlägt hin im Haus,
 Die gleiten von Stufen
 Und plumpen in Kufen,
 Die fallen
 Mit Schallen
 Die lärmen und schreien
 Und vermaledeien!
 Sie springt hinunter auf den Schall
 Mit Licht: husch, husch, husch, husch! ver-
 schwinden All.

O weh nun sind sie alle fort
 Und keines ist mehr hier am Ort!
 Man kann nicht mehr wie sonst ruh'n,
 Man muß nun Alles selber thun!
 Ein jeder muß fein,
 Selbst fleißig sein,
 Und fragen und schaben
 Und rennen und traben
 Und schniegeln
 Und bügeln
 Und klopfen und hacken
 Und kochen und backen.
 Ach, daß es noch wie damals wär!
 Doch kommt die schöne Zeit nicht wieder her!

A. Kopisch.

Des kleinen Volkes Hebersahrt.

„Steht auf! steht auf! es pocht ans Haus!“
 „„Tipp tipp!““ „Wer mag das sein?“
 Der alte Fährmann geht hinaus:
 „„Tipp tipp!““ „Wer mag das sein?“
 Nichts sieht er, halb nur scheint der Mond;
 Die Sache dünkt ihm ungewohnt! —
 Da flüstert es fein:
 „O Fährmann mein,
 Wir sind ein winzig Völkelein,
 Und haben Weib und Kindelein,
 Fahr' uns über, die Müß' ist klein,
 Und Jedes zahlt sein Hellerlein:
 Es lärmt zu sehr im Lande,
 Wir wollen zum andern Strande!“

Unheimlich wird's an diesem Ort,
 Es gellt hier zu viel Hammerschlag,
 Und schießt und trommelt fort und fort,
 Die Glocken läuten Tag für Tag.“ —
 Der Fährmann steigt in seinen Kahn:
 „„Ich will euch fahren: kommt heran!
 Werft ohne Betrug
 Das Geld in den Krug!““ —
 O welchen Lärm vernahm er da,
 Obwohl er nichts am Ufer sah:
 Er wußte nicht, wie ihm geschah,
 Es klang wie fern und war doch nah,
 Zehntausend kleine Stimmchen
 Viel feiner, als die Immchen.

Der Schiffer ruft dem Knechte sein,
 Er kommt . . . die kleinen Wesen schrein:
 „Bertritt uns nicht, wir sind so klein!“ —
 Da muß er wohl behutsam sein!
 Tück tück! fiels in den Krug hinab,
 Wie Jeder seinen Heller gab.
 Purr! trippelt's heran
 Und stapft zum Kahn,
 Und ächzt wie mit Kisten und Kasten schwer,
 Rückt, drückt und schiebt sich hin und her,
 Weint, ruft und zankt sich überquer,
 Es drängt und zwängt sich immermehr:
 „Fahr' ab, der Kahn will sinken.
 Fort, eh' wir all ertrinken!“

Der Schiffer stößt vom Ufer los,
 Und als er jezo drüben war,
 Geht an das Schiff mit leichtem Stoß!
 „Auh!“ schrie die ganze kleine Schaar,
 In Ohnmacht fiel da manche Frau:
 Das hörte man am Ton genau.
 Nun dappelts hinaus
 Mit Kag und Maus,
 Mit Kind und Kegel und Stuhl und Tisch,
 Mit Kisten und Kasten und Federwisch;
 Es war ein Lärmen und ein Gemisch
 Von Ruf und Zank und Stillgezisch!
 Nichts sieht man, doch am Schalle
 Hört man, hinaus sind sie alle!

Nun holt er wieder neue Schaar.
 Die lärmt hinaus: er fährt zurück.
 Als dreißig mal gefahren war,
 Läßt nach im Krug das „Tück, tück, tück.“
 Er fährt den letzten Theil zum Strand;
 Der Mond geht unter am Himmelsrand,
 Doch dunkelt es nicht:
 Was glänzt so licht?
 Am Strand gehn tausend Lichter klein,
 Wie von Johanniswürmelein
 Da rafft der Knecht vom Uferrain
 Erdboden in den Hut hinein,
 Setzt auf und kann nun schauen
 Die Männlein und die Frauen!

O, welche Wunder er nun sah:
 Der ganze Strand war all bedeckt:
 Sie liefen mit Laternchen da,
 Von Gras und Blumen oft versteckt,
 Und trugen Kindlein wunderhold,
 Und Edelstein und rothes Gold.
 Hei, denket der Knecht!
 Das kommt mir recht!
 Und langt begierig aus dem Kahn,
 Am Uferrande weit hinan
 Da merket ihn ein kleiner Mann,
 Und fängt ein Zeterschreien an!
 Puh, puh! sind aus die Lichte,
 Verschwunden alle Wichte!

Drauf flog es her wie Erbsen klein,
 Es mochten kleine Steinchen sein,
 Die warfen sie mit großer Pein,
 Und ächzten mühsam hinterdrein! —
 „Es sprühet immer mehr wie toll!
 Fort, fort von hier, der Kahn wird toll!“ —
 Sie wenden geschwind
 Herum wie der Wind,

Und stossen eilig ab vom Land,
 Und fahren in Angst sich fest im Sand,
 Bald rechter Hand, bald linker Hand,
 Und immer ruft es noch vom Strand:
 „„Das Fliehen war euer Glücke,
 Sonst kamt ihr nie zurücke!““ —

A. Kopisch.

Wie Einer flöten gegangen ist.

Hinz, Kunz und der kleine Karlmeister waren die Söhne eines armen Dorfmusikanten, dem es zu Zeiten sauer genug wurde, sich und seine Familie ehelich durchzubringen. Musikmachen hatten alle drei gelernt und nicht schlecht, aber wenn sie auf Kirmessen und beim Straßenconcert ihrem Vater auch noch so brav accompagnirt hatten, wie man's nennt, es gab doch nicht Kreuzer genug, daß Jeder jederzeit hätte satt gefriegt.

Das war schlimm genug, aber was war zu machen? Der Vater grübelte lange nach und sprach viel mit der Mutter und endlich hatten sie einen Rath, der gut war.

Es war kurz vor der schönen Pflingstzeit. Der Himmel war blau, die Luft mild, die Vögel waren wieder zu Lande gekommen, steckten die Köpfe zusammen und probirten, ob die alten schönen Lieder noch gingen. Und ob sie gingen!

Die jungen Musikanten hatten auch, was sie an alten und neuen Stückchen wußten, neu durchprobirt, und gedachten mit dem Vater auf eine Kirmes in der Nachbarschaft zu ziehen. Da trat der unter sie und sagte: „Es ist nichts, Jungens, und so geht es nicht länger. So viel Musik, als die armen Bauern bezahlen können, mache ich allein, Ihr müßt jetzt in die Welt hinaus und Euer Glück versuchen.“

Das war gut und die drei waren's auch vollkommen zufrieden. Der Vater gab Jedem ein Instrument, das er am liebsten und flottsten spielte, und da die Instrumente nicht neu und

auch gar nicht besonders vortrefflich waren, so mußten die drei sich um so mehr Mühe geben, um doch gute Musik zu machen. Und es ging eben gut genug für reisende Virtuosen.

Hinz erhielt eine Geige, Kunz eine Klarinette und Karlmeister eine Flöte. Karlmeister war der jüngste und wurde immer noch der kleine genannt, weil er lange Zeit nicht hatte wachsen wollen. Zur Zeit, von der wir sprechen, war er aber lang und schlank, ein schmucker Junge, gar nicht dumm, wie wir bald hören werden, tüchtig auf dem Zeuge, wenn ihn die Andern auch hänseln zu dürfen meinten und oft riefen: „du Baselant!“ Karlmeister ließ sich's aber nicht zu sehr merken, daß er gescheidt und unternehmend war, und solche Menschen giebt's.

Andern Morgens früh zogen sie aus und nachdem sie einige Thränen geweint und die Köpfe wiederholt umgedreht hatten nach dem kleinen Vaterhäuschen, war das eine rechte Lust. Sie hatten kein Geld im Sack, als sie auszogen, und das war Recht, sie wollten's verdienen, aber Muth hatten sie und gleich von dem nächsten Berge geigten und bliesen sie ein Abschiedsstückchen nach dem Dorfe zu, das sie verlassen hatten, und Vater und Mutter standen noch in der Thüre und winkten ihnen freundlich zu.

Sie erlebten auf ihrer Wanderschaft Allerlei, was sich mit wenig Worten nicht wohl erzählen ließe, aber da sie selbst allzeit munter und guter Dinge waren und das Fühlnehmen kannten, so hatten sie nicht zu klagen. Wer

ein zufrieden und glücklich Gemüth hat, dem geht's leicht gut genug.

Es war gegen Peter und Paul, als sie in einem Städtchen in den Bergen lustig aufgespielt und manches blanke Silberstückchen eingenommen hatten. Karlmeister mußte als der Jüngste mit Teller oder Notenblatt herumgehn, um zu sammeln, was die beiden Andern halb für eine Schande ansahen, aber es war keine und Karlmeister that's unverdrossen. Endlich als sie müde und mit ihrer Einnahme zufrieden waren, setzten sie sich unter die Gäste vor dem Wirthshause, ließen sich auch ein gutes Schöppchen bringen und tranken und plauderten so munter, wie Einer in der Gesellschaft.

Zulezt kam die Rede, wie es so zu gehen pflegt, auf versunkene Schätze, die zu heben, und auf verwunschene Prinzessinnen, die zu erlösen wären, wenn Einer käme, der den Muth und das Glück hätte. „Glück gehört dazu,“ sagte der alte Wirth, „wer kein Glück hat, soll die Hände davon lassen, 's könnte ihm übel bekommen. Hat schon Mancher geglaubt, er könnt's und ist auf das Abenteuer ausgezogen und wie ist er wiedergekommen? Braun und blau und blutig über und über und mit zerrissenen Haaren und Kleidern. Dann hatte ich das Vergnügen, die armen Teufel aufzunehmen und wieder auscuriren zu lassen und der Feldscheer und ich haben noch von den Meisten auf die Bezahlung zu warten.“

Als die drei das hörten, merkten sie, daß in der Nähe solch ein Zauberschloß sein müste und fragten viel und wollten gern wissen, wie es damit bewandt wäre. Aber der Wirth wollte nicht ans Erzählen und einer von den Gästen meinte, der Wirth habe als junger Bursche auch einmal Schätze heben wollen und Schläge bekommen und statt einer schönen Prinzessin, auf die er's stehen gehabt, habe er sich endlich mit des Nachbars Liese genügen lassen und die zur Frau genommen. Und was des Spottes und Hohn's mehr war.

Den drei Musikanten war aber die Sache sehr zu Herzen gegangen und als sie in ihren Betten lagen, sprachen sie wieder und wieder

von dem Zauberschloß und hätten zu gerne das Abenteuer bestanden. Glück hatten sie genug gehabt, seit sie wanderten, Muth trauten sie sich auch zu und so beschloßen sie, um jeden Preis sich von dem Wirth Auskunft und Anweisung geben zu lassen und je nach der Aelte den Gang nach den versunkenen Schätzen zu thun.

Sie konnten andern Morgens kaum erwarten, daß der Wirth zu sprechen sei. Sie nahmen ihn beiseit und trugen ihm ihr Anliegen vor. Der sah sie erst scheel an, dann lachte er, zauderte noch ein Weilschen, das den Dreien schier lange dächte, und machte endlich mit ihnen aus, er wolle Einem nach dem Andern Auskunft und Anweisung geben, aber Jeder müsse vorher einen Kronthaler erlegen und zwar für Pflege und Curkosten, wenn es hernach mit dem Schätzeheben Nichts gewesen wäre. Denn die bunten Flecken und die blutigen Striemen bleiben nicht aus, sagte er, und verwarnte sie nochmals. Aber sie waren von ihrem Vorhaben nicht abzubringen, einige Kronthaler hatten sie bereits gesammelt und Hinz, der der Erste sein sollte, legte den seinen sofort auf den Tisch.

Gegen die Dämmerungszeit zündete der Wirth eine Laterne an und machte sich mit Hinz auf den Weg. Sie gingen zuerst durch ein Wäldchen, in dem die Nachtigallen so allerliebste fangen, daß es Hinz fast bedünkte, als wäre es auch ohne Schätze auf dieser Welt schön genug, aber er wollte nicht zurück und rief sich zu: frisch gewagt ist halb gewonnen. Und so stiegen sie einen Hügel hinauf und kamen vor ein altes Schloß mit eingefunkenem Dache und der Wind ging durch die zerbrochenen Fensterscheiben, daß es klirrte und sauste.

Der Wirth ging schweigend an der Schloßmauer hin bis an ein Seitenthor, gab Hinz die Laterne und zeigte ihm zwischen wilden Rosen und Weißdorn ein Pfädchen im Schloßhofe, dem er nur folgen solle, er würde dann schon an Ort und Stelle kommen, wo die Kostbarkeiten lägen. Darauf machte er sich lachend davon.

Hinz bedachte sich nicht lange, leuchtete

sich, da es bereits dunkel geworden war, zwischen den stacheligen Zweigen, die ihn halten zu wollen schienen, vorsichtig durch und kam vor ein weit offen stehendes Portal. Eine geräumige Halle, die er durch dasselbe erblickte, war erleuchtet. Er setzte seine Laterne hin und ging bedächtig vorwärts und je weiter er kam, desto prächtiger war Alles und er meinte in einem Königsschlosse zu sein, aber er sah und hörte Nichts von einem lebenden Wesen. Es war so todtenstill ringsumher, daß ihm grausig zu Sinn wurde und er umzukehren und auf das Abenteuer nicht eingegangen zu sein wünschte. Aber der Rückweg war nicht mehr möglich, unhörbar hatten sich die Thürflügel in dem Portale geschlossen und er war ein Gefangener. Er jagte indes nicht lange und nahm sich vor aus der Noth eine Tugend zu machen und die Schätze zu heben und die Prinzess zu gewinnen. Er ging also wieder vorwärts durch prächtige Corridore und schimmernde Säle und eine marmorne Treppe hinauf, die mit den schönsten Bildsäulen geziert war. Oben gelangte er in einen Saal, der schöner war, als Alles, was er schon gesehen hatte. Teppiche, seidne Tapeten, Gemälde und vergoldete Möbeln und in der Mitte stand ein Tisch mit zwei Stühlen. Es war ihm, als sollte er sich setzen und er setzte sich auch und ließ seine Augen recht mit Behagen über all die kostbaren Gegenstände hinschweifen. Um in der Einsamkeit und Stille sich die Angst zu vertreiben, zog er darauf seine Geige hervor, die ein aufrichtiger Geiger nie zu Hause läßt, und geigte sich eines seiner schönsten Stückchen vor, was in dem hohen Saale gar herrlich klang. Aber kaum hatte er den letzten Bogenstrich gethan, als es sich um ihn zu regen begann und laut wurde. Die Thüren öffneten und schlossen sich, er hörte Schritte hin und wieder, auch auf der Treppe und in den Nebensälen wurde es lebendig, aber er sah Niemanden. Aus einer Seitenthüre drangen die köstlichsten Gerüche von Braten, Pasteten und feinem Gemüse herein und plötzlich sah er, wie all diese herrlichen Speisen auf goldenem und silbernem Geschirr, aber von unsichtbarer

Bedienung hereingetragen und vor ihm auf den Tisch, der sich indes für zwei Personen gedeckt hatte, gesetzt wurden. Krystallflaschen mit wohlduftendem Weine gefüllt, Vasen mit prächtigen Blumen kamen ebenso, wie von Geistern getragen, heran und bald war vor ihm eine so herrliche Tafel servirt, daß auch sein Appetit sich einstellte und er ungeduldig wartete, daß nun auch bald die schöne Prinzessin erscheinen möge, um mit ihm zu schmausen. Er sah verlangend nach der Hauptthüre hin und richtig! sie öffnete sich weit und hereintrat — nicht eine stolze Dame — sondern ein koboldartiges, gräulich anzusehendes Männchen in braunem Kleide und mit einem silberweißen Barte, der ihm bis an die Kniee reichte.

Dem Musikanten wollte der Appetit fast vergehen; da der Zwerg ihm aber freundlich zuwinkte und neben ihm auf den Stuhl kletterte, als ob er seit Jahren sein Tischgenos gewesen wäre, so faßte er wieder Muth und fing an zuzulangen. Das braune Männlein machte es ebenso und wenn die Köchin zugegen gewesen wäre, so würde sie sich gefreut haben zu sehen, wie trefflich den Beiden mundete, was sie zugerichtet. Gesprochen wurde keine Sylbe, was auch für hungrige Menschen bei Tische kein großer Verlust ist. Dazu wußte Hinz auch keineswegs, wie er eigentlich mit seinem Nachbarn dran war und wollte ihm getroßt das erste Wort überlassen. Er füllte zwei Gläser mit Wein und trank dem Männlein zu, das ihm auch Bescheid that, aber es hatte dabei etwas so Tückisches im Gesichte, daß es Hinz keineswegs gefiel. Durch höfliches Benehmen dachte er sich das Männlein zu befreunden und schnitt ihm auch den Braten vor. Das Männlein faßte auch ein gutes Stück mit der Gabel, aber so ungeschickt, daß das Stück auf den Boden fiel. Arglos und gefällig bückte sich Hinz, um es aufzuheben und dem Männlein das Herabklettern vom Stuhle zu ersparen. Aber darauf hatte der Zwerg gewartet. Wie eine Kage sprang er Hinz auf den Rücken und indem er mit einer seiner kräftigen kleinen Fäuste sich festklammerte, prügelte er mit der andern so

unbarmherzig auf Hinz los, wie der es noch nicht erlebt hatte und so, daß ihm nicht bloß die Lust nach Pasteten und Wein, nach Schätzen und Prinzessinnen verging, sondern auch Hören und Sehen, Fühlen und Denken. Bewußtlos und halbtodt lag er auf dem Boden und keiner der Flecken und Striemen fehlte, die ihm der dicke Gastwirth vorhergefagt hatte. Der Zwerg faßte ihn nun an die Gürtelschnalle und schleppte und schleifte ihn über Treppen und Gänge bis auf den alten Schloßhof, wo er ihn in das dornige Gesträuch warf.

Man kann nicht sagen, daß Hinz gut geschlafen hatte, als er morgens bei dem ersten Hahnenruf wieder zu sich kam. Anfänglich hielt er das Ganze für einen bitter-süßen Traum, aber die zerbrochene Geige, der eingeknickte Hut, allerlei unbequeme Empfindungen an seinem Körper und die Laterne, die wie wartend in seiner Nähe stand, erinnerten ihn an das unglücklich abgelaufene Abenteuer. Er raffte Geige, Hut und Laterne auf und trabte, als wäre das Männlein noch hinter ihm, den Berg hinunter auf das Wirthshaus zu.

Der Wirth hatte schon die Thür öffnen lassen. Hinz hoffte unbemerkt in sein Bett schlüpfen zu können, aber der Wirth vertrat ihm mit freundlichem Morgengruße den Weg und bat ihn, sich ja erst säubern und verbinden, salben und pflastern zu lassen, ehe er sich von der Nacht ausruhe, das Geld sei ja bezahlt und der Feldscheer warte bereits.

Hinz mußte gute Miene zum bösen Spiele machen. Er ließ sich vom Feldscheer die Schäden verbinden, während der Wirth weiter für den Spott sorgte. Endlich erreichte er sein Bett und dankte Gott, daß seine Brüder, während er sich mit Ach und Weh ausstreckte, noch fest schliefen. Sie hatten mit dem Wirth bis tief in die Nacht gezecht und waren von ihm gelinder zur Ruhe begleitet, als Hinz von dem Männchen.

Die Sonne stand bereits hoch am Himmel, als Hinz erwachte. Besorgt saßen die Brüder an seinem Bette, freuten sich, daß er doch lebend zurückgekommen, und wollten wissen,

wie es ihm im Schlosse ergangen. Er war aber kurz angebunden, sie würden schon selbst erfahren, wie es dort zugehe, meinte er und legte sich auf die andere Seite, damit der Feldscheer ihn bequemer salben und pflastern könne.

Kunz hatte im Stillen gewünscht, daß Hinz die Schätze nicht heben, sondern die Schläge erhalten möge. Er war ein selbstsüchtiger Patron und zweifelte nicht, daß es ihm besser gelingen werde. Während Karlmeister den ältesten Bruder pflegte und sich anschickte bei ihm zu wachen, machte sich Kunz deshalb noch vor der Dämmerung mit dem Wirth auf, um demselben Abenteuer entgegenzugehen. Den Kronthalen hatte er schon in Bereitschaft und gab ihn leicht in die Hand des Wirthes, wie man sich nach dem Spruchworte nicht scheut, mit der Wurst nach der Speckseite zu werfen.

Aber er hatte sich doch sehr geirrt. Hatte Hinz blaue Flecken und blutige Striemen davon getragen, so war er voll Beulen und tiefer Löcher und wenig hätte gefehlt, so wäre er von dem Kobolde zum Krüppel geschlagen worden. Man hatte ihn auf einer Schubkare aus dem Schloßhofe abholen müssen, das hatte neue Püffe und Stöße abgesetzt, der Feldscheer hatte ihn mit Drücken und Ziehen und der Wirth mit boshaften Reden nicht verschont und so war er noch verdrießlicher als Hinz, schwieg ebenfalls beharrlich über das Abenteuer und wünschte dem kleinen Karlmeister, daß er auch nur erst tüchtig durchgeprügelt sein möchte, damit sie diese vermaledeite Gegend verlassen könnten.

Hinz hätte seinem jüngsten Bruder gern die Prügel erspart, denn er hatte ein weniger hartes Herz, als Kunz, aber allein wollte er nicht reisen und Hinz konnte noch nicht wieder marschieren. Auch fürchtete er sich vor den Neckereien des Jüngsten, wenn der nicht an sich selbst auch erführe, wie boshaft das Männchen wäre, und redete ihm deshalb zu, jedenfalls auch sein Glück zu versuchen.

Und Karlmeister? Er war fest entschlossen, das Abenteuer zu bestehen. Das Nechzen und

Stöhnen seiner Brüder kummerte ihn ihret halben, schreckte ihn aber nicht ab. Der dritte Kronthaler wurde gezahlt, obgleich es ziemlich der Rest aus der gemeinschaftlichen Kasse war, und so trat er denn Abends ebenfalls die verhängnißvolle Wanderung an.

Anfangs erging es ihm ebenso wie den Brüdern. Der Wirth hatte ihm die Laterne in die Hand gegeben und ihm die Richtung gezeigt, in der er durch Weißdorn und wilde Rosen nach dem Portale gehen müsse. Er ging, fand die Halle, die Corridore, stieg die Marmortreppe empor und kam in den Speisesaal, wo er sich ebenfalls auf einem der Stühle an den Tisch setzte und seine Flöte endlich hervorholte. Er blies sein Leibstückchen: „Heil dir im Siegerkranz“ und erwartete, als der letzte Ton an den Spiegelwänden verhallt war, getrost, was nun kommen möge.

Und es wurde wieder der Tisch von unsichtbaren Dienern gedeckt und mit den leckersten Gerichten besetzt. Das braune Männchen trat durch die Hauptthüre ein und kletterte auf den Stuhl neben ihn, ohne ein Wort zu sagen. Karlmeister sprach ihn an, erhielt aber keine Antwort. Er bemerkte die laurigen, tüchtigen Blicke des kleinen Alten und dachte, passst du mir auf, so werde ich auch auf der Hut sein und mich meiner Haut schon wehren. So beobachteten sie sich gegenseitig, während sie doch tüchtig den Leckereien und dem kostbaren Weine zusprachen.

Da ließ der kleine Alte wieder ein Stück Braten auf den Boden fallen. Karlmeister bückte sich gleich darnach, befiel aber den Alten im Auge und bemerkte, wie er sich mit schadenfroher Miene bereit machte, ihm einen Schabernack anzuthun. Der Kobold stand schon auf dem Stuhle und mit einem der kleinen straffen Beinchen auf dem Tische, als Karlmeister sich links herumwandte und den langen Bart noch glücklich erfasste. Nun gab es ein gewaltiges Ringen und Balgen. Der Alte entwickelte mehr Kraft, als Karlmeister ihm nach seiner Figur, seinen Jahren und seiner scheinbaren Gebrechlichkeit zugetraut

hatte. Aber er hatte ihn an dem Barte fest und ließ nicht wieder los. Sie drehten und wälzten sich in grimmigem Kampfe in dem Saale herum, daß die Stühle und der Tisch mit all den vielen Schüsseln und Flaschen lustig im Zimmer herumsflogen. Endlich wußte sich Karlmeister nicht besser zu helfen, als damit, daß er den abscheulichen Kobold an dem Barte in die Luft schwang und nun wie einen Schleuderstein um sich herumsaufen ließ. Der bucklige Schelm war bald rechts, bald links, bald unten, bald oben, und wie Karlmeister sich festgestellt hatte mit ausgespreizten Beinen und nur noch die Arme gebrauchte, um den Alten recht wie ein Spielzeug oder wie eine Fledermaus fliegen zu lassen, war plötzlich der Bart ausgerissen und in Karlmeisters Händen. Der Kobold hatte aber noch solchen Schwung in sich, daß er hoch durch den Saal dahinslog, wie aus einer Kanone geschossen. Kopfüber, kopfunter fuhr er durch einen crystalnen Kronleuchter, daß die Stücke in Splintern herunterstürzten. Dann prallte er an einen der Spiegel, der auch in tausend Scherben zersprang, und dann lag der arme, elende Kobold winselnd und blutig am Boden und konnte nicht wieder auf die Beinchen kommen.

Dem Karlmeister war aber, seit er den Bart in Händen hatte, die Kraft gewachsen, er durchschaute jetzt den Zauberspuk und fühlte, daß er nun Herr und Meister im Schlosse war und wickelte sich deshalb den Bart fest in die Hand, damit ihn der Alte ihm nicht wieder entreißen könne.

Der kleine Alte kam nämlich bald mit scheinbarer Demuth zu ihm herangefrohen und jammerte sehr und sprach:

Du edler Jüngling, fein und zart,
D gib zurück mir meinen Bart,
So will ich dir alle Schätze zeigen
Und die schönste Prinzessin wird dein eigen.

War Karlmeister aber schon vorher klug und vorsichtig, so war er es jetzt noch mehr. Er weigerte sich deshalb und antwortete so:

Du alter Schalk, du schlechter Mann,
Ich weiß gewiß, du führst mich an,
Darum behalt' ich deinen Bart,
Bis du mir den Zauber offenbart.

Da führte ihn der Alte, der ihn noch immer zu betrügen hoffte, aus dem Saale durch dunkle Gänge und feuchte unterirdische Gewölbe weit fort und immer weiter. Endlich stiegen sie in einem Tempelchen wieder aus der Erde hervor und kamen nun in einen wunderherrlichen Garten, wo Alles anders und viel schöner war, als Karlmeister es je vorher gesehn oder auch nur geträumt hatte.

Aber er hatte keine Zeit, viel zu betrachten. Der Alte ging immer weiter und kam endlich vor einen Strom, dessen Wasser schäumte und spritzte, wie das Wasser hinter Mühlenrädern. Eine Brücke oder ein Boot war nicht zu erblicken und Karlmeister vermeinte, daß man nur durch einen Zauber hinübergelangen könnte. Dem war auch so. Der Alte zog einen Stab von Ebenholz und Elfenbein hervor, schlug damit in das Wasser und in demselben Augenblicke hörte es auf zu brausen, wurde glatt und ruhig und verlief sich dann zu beiden Seiten, so daß sie trockenen Fußes hindurch gehen konnten.

Am andern Ufer empfing sie der herrlichste Park, den man sehen kann. Springbrunnen und grüne Laubgänge und Blumenbeete und kostbare Bildsäulen waren da in Menge. Gold- und Silbervögel flogen umher und sangen die schönsten Lieder. Hirsche und Rehe mit rothen Bändern am Halse tranken aus den marmornen Becken an den Springbrunnen und die schönsten Früchte schimmerten aus den Bäumen, deren Zweige bis in das Gras herunterhingen.

Sie mußten aber noch immer weitergehen, bis sie vor ein Schloß kamen, das ganz aus Gold und Silber und den feinsten Steinarten gebaut war und woran die Baumeister gewiß nicht geknickert hatten. Sie traten herein und gelangten in einen Saal, der nach allen Seiten hin mit feinen, blumigen Schleiern dicht verhängt war und in dessen Mitte ein zierliches Bett aus wohlriechendem Sandelholz stand. Es herrschte so tiefe Stille wie in einem

Grabgewölbe, nur hörte man einen kleinen grauen Vogel, der in einem über dem Bette hängenden, goldnen Kästch faß, eine einfache, traurige Schlummerweise pfeifen, daß es dem Jüngling wehmüthig um's Herz wurde.

Der Alte trat nahe an das Bett, schlug die Vorhänge und Schleier zurück und nun sah Karlmeister auf den schwellenden Dunenkissen, zwischen den feinsten Brüsseler Spitzen und Stickereien ein wunderschönes Mädchen daliegen, tief in Schlaf, so daß man den Athem nicht hören konnte, und sie war in weißen Atlas gekleidet, hatte eine Demantkrone auf dem Kopfe und die schönsten seidenweichen, blonden Locken hingen bis über die Schultern nieder. Das braune Männchen sah ernsthaft zu dem Jünglinge auf und sagte:

Des Mädchens Vater war mein Feind,
Ich hab' ihn überwunden
Und sein vielholdes Töchterchen
In Zauberschlaf gebunden.

Jahrhunderte schon wach' ich hier,
Kein Mensch hat sie gesehen,
Denn Keiner kann den Weg hieher
Durch Nacht und Dunkel gehen.

Im andern Schloß' es' ich zu Tisch
Und nahen, goldbegierig,
Sich Menschen, so zerprügl' ich sie, —
Denn gute Häuste führ' ich.

Und gute Prügel theil' ich aus,
Wie deine Brüder wissen, —
Du raubtest mir die Kraft, als du
Den Bart mir ausgerissen.

Nimm nun den braunen Vogel dort,
Der sie in Schlaf gesungen,
Schlacht' ihn und schneid' ihm aus das Herz,
Das Herz zusammt den Lungen.

Berbrenne es zu Pulver und
Laß es das Mädchen schlucken,
Dann wird sie aus dem Zauberschlaf
Erwachen unter Zucken.

Und wenn sie wacht, erwachet auch
Ihr Volk zu neuem Leben,
Dann aber mußt du meinen Bart,
Den Bart mir wiedergeben.

Karlmeister hatte die Rede des Alten mit großer Aufmerksamkeit angehört, und er machte Alles so, wie es ihm gesagt war, aber er blieb auf seiner Hut. Nur durch Vorsicht und Bedachtsamkeit konnte er das schwere Werk der Erlösung vollbringen. Das wußte er.

Als er aber das Pulver der Prinzessin gegeben hatte und diese ihre schönen blauen Augen aufschlug und ihn umarmte und ihren Retter und Geliebten nannte, hätte ihm der Alte fast den Bart und damit den Sieg entzissen. Glücklicher Weise hatte er den Bart aber fest um sein Handgelenk geschlungen und so mißlang die List des Alten, der diesen Augenblick schlau hatte benutzen wollen.

Karlmeister gab ihm einen Fußtritt, daß er bis über die Schwelle flog, hob die Prinzessin, die nun sein war, von ihrem Lager und führte sie in's Freie, wo sie ihm nochmals unter Thränen und in herzlicher Freude für die Errettung von dem bösen Zauberer — denn ein solcher war der Alte — dankte. Sie erzählte ihm darauf ihre ganze Geschichte und sagte, sie seien erst dann ganz aus der Gewalt des Zauberers und vollständig sicher, wenn der Alte wieder über den Strom zurückgeschafft sei. Dann könne ihr geliebter Bräutigam und Gatte ihm auch den Bart wiedergeben.

Die Aufgabe war nicht schwer. Karl-

meister zwang den Alten bis an den Strom zu gehen, der wieder wild brauste. Er entriß mit leichter Mühe dem Alten den Stab, schlug und theilte die Wogen, schob den ganz kraftlosen Kobold auf das andere Ufer. Dann kehrte er zurück, und als das Wasser wieder einherbrauste, warf er den Bart hinüber, den Stab aber behielt er, damit der Alte nie wieder auf ihre Seite kommen könne und sie vor seinen Feindseligkeiten und seiner Rache geschützt blieben.

Der Alte hatte den Bart aufgefangen, sich wieder angeesetzt und war fluchend davon gehinkt.

Karlmeister umarmte nun aber seine liebe, schöne Prinzessin und ging mit ihr ins Schloß zurück, wo bereits Alles in Heiterkeit und Jubel war und Beide als junges Königspaar begrüßte. Sie feierten sofort die Hochzeit und es ist lange kein so glückliches Paar gewesen.

Zu seinen Brüdern konnte Karlmeister nicht zurück, aber er konnte ihnen allerlei Gutes erzeigen und that es, so daß es ihnen stets wohl erging. Wenn sie später in ihrem Glücke auf den kleinen Karlmeister zu sprechen kamen, der die Flöte geblasen hatte, so pflegten sie zu sagen: „Ja, der ist flöten gegangen“ und das ist dann ein Sprüchwort geworden.

Ellen.

Das verlorene Kind.

In Wald und Flur, wie still und traut,
Kein Lärmen und kein rauher Laut.
Nicht der Mäherin eilige Sense klingt,
Kein Thier am Raine munter springt;
Daheime weilen sie fromm und still
Und Keines den Feiertag stören will.
Des Menschen Ringen und Treiben ruht,
Und stiller fließt die geschwähige Fluth.
In den Lüften nur rauscht es leise und lind,
Das ist der liebe Frühlingwind;
Der Lerchen Sang bringt er von fern,
Denn Alles feiert den Tag des Herrn.

Es schweigt die laute Klappermühle,
Der Müller läßt ihr heute Ruh';
Er schreitet in des Abends Kühle
Dem nachbarlichen Dorfe zu.
Versammelt sind die Freunde dort
Schon unter der bekamten Linde,
Er geht, auf daß im frohen Wort,
Zum Tagwerk neuen Muth er finde.

Die Gattin aber, dieweil er geht,
Mit emsigem Schaffen am Heerde steht.
Sie rüstet behende den reinlichen Tisch,
Wie dampft es so lockend, so lieblich und frisch!

Und rings im Hause, wie blank und rein,
In den Scheiben spielt der Sonnenschein;
Schon färbt er Alles mit scheidendem Roth,
Da spricht die Mutter besorgt das Gebot:

„Wo weilt Gutfriede, das schweifende Kind?
O eile mein Wilm, sie zu holen geschwind!
Am Mittag lief sie zu Anger und Bühl,
Doch der Nachthau fällt und der Wind weht

kühl —

Noch niemals weilt sie draußen so lang! —
Wo ist Gutfriede — wie wird mir so
bang! —

Das Mägdlein sprang in frohem Spiel
Und pflückte behende der Blümlein viel,
Der Blümlein alle, weiß und bunt,
Wie durch den dichten Waldesgrund,
Durch Wiesen, längs des Baches Rand
Sie uns gepflanzt des Schöpfers Hand.

Der sie erwärmt und sie bethaut,
Vom Himmel sorglich niederschaut,
Sie welken läßt und stets erneut,
Daß es der Menschen Herz erfreut.
Dazu das Thier, das munter springt,
Den Vogel, der im Busche singt,
Das summende Bienlein, das kleine Ding,
Den goldenen Käfer, den Schmetterling:
Sie alle sollen fröhlich sein,
Wie Blumen im leuchtenden Sonnenschein.

O fröhliche Zeit! wenn wieder naht
Der Lenz auf neubegrüntem Pfad,
Wenn lächelnd er den lauen Wind
Als Boten schickt durch alle Lande,
Dann freut sich jubelnd jedes Kind,
Abwirts des Winters lästige Bande.
Und wieder eilt es in Busch und Hag,
Drum sei gesegnet, Frühlingstag!

So sprang mit lusterfühltem Sinn
Gutfriede durch die Wiese hin;
So unbesorgt, so frei und leicht,
Als wäre die ganze Welt ihr Eigen,
Bis sie den kühlen Wald erreicht,
Da hält sie inne, sie will ruhn
Hier unter seinen schattgen Zweigen.

Was zaudert sie? Was läßt sie nun
Unschlüssig blicken, zagen, schwanken?
Dort steht ein fremdes Kind, doch nein,
Ein Männlein ist es, zierlich klein,
Das pflückt dort an den Erdbeerranken!
Wie emsig pflückt's die kleine Gabe,
Die uns zur duftig süßen Labe
Der liebe Frühling freundlich beut!
Und weiter pflückt es ohne Ende,
Dem Kinde flieht die Furcht: Erfreut
Klatscht es die beiden kleinen Hände.

„Gegrüßt seist, kleines Männlein, du!“
Ruft es mit Lachen dem Sammler zu,
Dieweil es neugiervoll beschaut
Den langen Bart, schon halb ergraut,
Die Schnallenschuhe, den faltigen Schurz,
Das Lederröcklein eng und kurz,
Das Säcklein, schon von Beeren schwer:
„Wer bist du, Männlein, wo kommst du her?
Mit hellen Augen jener blickt
Empor, indem er freundlich nickt:
„Viel Dank, mein Kind, und höre die Mähr,
Dort aus dem Berge, da komm' ich her!“

Des Berges weiter, weiter Schooß,
Der ist mein Heimathsort,
Mein ganzes Geschlecht, lebt kummerlos
In tiefen Höhlen dort.
Die ziehen sich durch die Felsen hin,
Durch mächtiges, festes Gestein,
Wir aber spielen mit frohem Sinn
Im traulichen, stillen Verein!
Da tanzen wir lustig im Felsenaal,
Da feiern wir manch fröhliches Mahl,
Durch Gänge schlüpfen wir rasch und leicht,
Wo Gold und Silber sich gleißend zeigt!“

Da jubelt das Kind gar hell und laut:
„Das heiß ich ein lustiges Leben!
Doch die Sonne, die glänzend niederschaut,
Wer kann auch diese euch geben?
Die Bäume dazu und der Blumen Pracht,
Den silbernen Mond und die Sternlein der
Nacht,

Des Windes Wehen und Rauschen?
Wie schaurig der Lampen matter Glanz,
Da freut nicht Gesang und nicht schwingender
Tanz —

Nein — nein, ich möchte nicht tauschen!“

Das Männlein lächelt in seltsamer Art
Und spricht und streicht den langen Bart:
„Wohl glänzt uns Mond nicht und Sternelein
Und nicht der Sonne belebender Schein,
Und keine Blume vergeudet Duft,
Nicht im Laube weitschattender Bäume
Rauscht lind und warm die Frühlingsluft
Durch die stillen, heimlichen Räume.

„Doch tanzen wir froh im verborgenen Saal,
Dann glänzt es helle und flimmert
Von zahlloser Kerzen und Fackeln Strahl,
Daß die Grotte, die hohe, erschimmert.
Da bricht das köstliche, blinkende Erz
Mit dem herrlichen, klaren Crystalle
Hervor aus den Wänden allerwärts
In der festlichen stolzen Halle.

Ha, wie in lichten Funken das sprüht,
Wie hell es flammt und lodert und glüht!
Zu des Regenbogens schönsten Farben
Verwandeln sich lustig die Strahlengarben.
Da klingen das Pfeifen, das Singen, das
Geigen,

Da tanzen wir lustig den lieblichen Reigen,
Den Ringeltreihn tanzen wir harmlos und
froh —

Nein, nichts, mein Kind, erfreut mich so.
Drum nenne arm und traurig uns nicht,
Unser Haus ist prächtig und schön,
Wenn an den schimmernden Wänden bricht,
Lichtglanz und frohes Getön!“

So spricht der Kobold und greift in Hast
Des weiten Säckleins schwere Last.
„Glück auf, mein Kind!“ und der kleine
Mann

Geht eilig davon durch den dichten Tann.
Gunsriede steht — was will sie thun?
Des Alten Rede läßt sie nicht ruhn.
Geh heimwärts Kind — die Nacht bricht ein,
Mit Sorgen harret die Mutter dein!

Sei folgsam, zögere nicht mehr,
So lange schweiffst du schon umher!
Doch nein, des Kobolds gleißend Wort
Ertönt ihr endlos fort und fort.
Da springt sie auf und blickt und späht,
Ist Keiner nahe, der ihr rath?
Der sie bewahrt? Nein, und im Husch
Durch dicht Gestrüpp und wilden Busch
Eilt sie hinweg, dem Andern nach
Zur Höhle hin, davon er sprach.
Denn oftmals hörte sie schon sagen
Zur Abendszeit in Wintertagen
Von der Höhle dort an der Bergeswand,
Die Geisterhöhle wird sie genannt.
Großmutter kannte ja noch die Zeit,
Wo die Männlein stets zur Hülfe bereit,
Wo sie beim Menschen vertrauend gewohnt,
Doch wie mit Undank ers ihnen gelohnt.
Drum sind sie verschwunden und leben allein
In tiefer Höhle im Felsengestein.

Gunsriede eilt — fast unbewußt,
Mit heißer Stien und feuchender Brust.
Da hält sie plötzlich und späht und schleicht,
Dort ist's, sie hat das Ziel erreicht.
Dort winkt der Höhle niederer Thor
Und mächtig steigt die Bergwand empor.
Doch wie sie späht und wie sie lauscht,
Kein Schritt, der durch das Dickicht rauscht;
Rings alles still, kein Mensch, kein Geist,
Kein Thier, kein Vogel, der lustig kreist.
So tritt sie vor, entschlossen und schnell
Und horch! es klingen fern, doch hell
Her durch die kühle Abendluft,
Die Glocke ist's, die die Väter ruft.

Es ist, als tönte ihr erster Schlag:
„Was willst du hier weilen am Feiertag?
Laß ab, laß ab, nach Hause geh,
Deine Mutter sucht dich mit bangem Weh!“

So spricht die Glocke mit ehernem Munde,
Doch das Kind misachtet die mahnende Kunde;
Sie ist bethört, sie will nur schauen,
Vergißt die Pflicht mit der Furcht und dem
Grauen.

Rasch schlüpft sie hinein und schleicht entlang
Mit fiebernder Hast den niederen Gang.

Schon schwindet das Licht und rings ist's Nacht
 Und weiter tappt sie mit Bedacht.
 Und weiter — sieh! da wird es helle,
 Ein fernes Lichtlein, matt und klein —
 Und weiter — ha! sie ist zur Stelle,
 Sie schaut den tageshellen Schein!
 Sie kann den Schimmer nicht ertragen,
 Die beiden Augen schließt sie gleich;
 Und als sie's wagt, sie aufzuschlagen,
 Da blinzelt sie nur und schaut mit Zagen
 In das geschmückte Gnomenreich.

* * *

Der Nebel sinkt in die blumige Au,
 In den bunten Kelchen blinkt der Thau,
 Aufsteigt die Sonne; ihr erster Strahl
 Eilt rasch dahin über Berg und Thal,
 Das ist der Bote, der Alles weckt,
 Was vor der Nachtlust sich bang versteckt.

Der Falter flattert, es summt der Käfer,
 Zum Vöglein dringt der erweckende Strahl,
 Der sagt: Heraus, heraus ihr Schläfer —
 Und sie gehorchen allzumal.
 Die Lerchen die fröhlichen steigen empor,
 Die Wachtel hüpfet singend durch Feld und
 Rohr;

Es singt der neckische Fink und die Meise
 In lauter ungestörter Weise.

Und weiter treibt der Herrin Gebot
 Den Strahl durch die grünen Reviere,
 Die Wälder färbt er mit prächtigem Roth
 Und weckt die schlafenden Thiere.
 Das Häslein hüpfet aus Busch und Strauch,
 Aus der Höhle lugt der Fuchs der Gauch,
 Die Hinde und der Zwanzigender,
 Sie treten an des Baches Ränder.
 Der Trunk ist kühl und die Mahlzeit gut,
 Sie äßen still mit ihrer Brut.

So weckt der Strahl in eiliger Flucht;
 Und weiter dringt er zur Felsenschlucht.
 Und sieh! gelehnt an den harten Stein,
 Ein Kindlein schlummert verlassen allein,
 Kein Bettchen hat es, kein weiches Pfäfl
 Und die Luft war rauh und die Nacht war
 kühl,

Kein Dach beschirmt das lockige Haupt,
 Der Fels nur und Zweige, grün belaubt.
 Es spielt der Wind mit den Locken, den feuchten,
 Darin gar helle die Tropfen leuchten,
 Die der Nebel gestreut zu kalter Zier —
 Du arme Kleine — was weißt du hier?

Da fällt der Sonne gleißende Pracht
 Auf die Lider und bleichen Wangen,
 Das Kind fährt auf, es ist erwacht,
 Von den Locken schüttelt's den Thau der Nacht,
 Schaut um, wie vom Zweifel befangen.

„Wo bin ich,“ spricht's, „er war wohl ein
 Traum,
 Der zeigte den festlich geschmückten Raum,
 Den weiten und glänzend erhellten!
 Nun rings die Schlucht und dort der Baum,
 Gewiß, es war nur ein lieblicher Traum —
 Doch die Mutter, sie wird mich schelten!“

So springt sie auf, indem sie sinnt,
 Sie möchte es gerne noch glauben.
 Dann seufzt sie erschrocken und eilt geschwind
 Durch des Waldes weitschattende Lauben.

„Er hat mich verführt, er hat mich verlockt,
 Er sprach“ — da hält sie verlegen und stockt;
 Es ist, als klinge ihr ins Ohr
 Die Glocke wieder vom Thal empor,
 Die Kirchenglocke durch Feld und Wald:
 „Die Lust entflieht, die Reu' kommt bald.
 Sie holt dich ein auf schneller Flucht!“
 Wohl fühlt das Kind der Mahnung Wucht.
 Sie weckt, was noch verborgen und tief
 In des Busens geheimem Innern schlief,
 Des Gewissens nagenden, scharfen Zahn:
 Du hast verlassen der Tugend Bahn!

Ihr beben die Knie, die Wange bleicht,
 Durch den Wald sie angstvoll und zagend
 schleicht.

Sie hört nicht der Vögel fröhlichen Gruf,
 Stets weiter trägt sie der wankende Fuß.
 Sie tritt in das Feld, die Mühle liegt dort,
 Sie blickt empor und findet kein Wort.

Nun ist sie am Ziele — die Mühle steht still —
Ob heute der Vater noch feiern will?
Sie achtets nicht, sie steht in Schweigen,
Will sich die zürnende Mutter nicht zeigen?

Und horch! da tritt sie wohl endlich herfür:
„Was stehst du draußen an meiner Thür?“
Doch nein, sie kennt nicht den fremden Laut,
Sie fährt erschreckt zusammen und schaut
Empor, da steht ein alter Mann,
Der blickt sie verwundert und fragend an.

„Zum Vater will ich, zur Mutter mein,
Sie sind in der Mühle — geh' laß mich hinein!“

„Seit dreißig Jahr hört die Mühle mir zu,
Noch sah ich dich nie, geh, laß mich in Ruh!“

Und jähe Angst das Kind erfaßt,
Die Mühle bespät es mit zitternder Hast.
Sprach jener wahr? Ist sie verirrt?
Doch was sie erschaut, macht sie verwirrt.
Die Mühle ist's, wie gestern sie war,
Doch seltsam scheint es, wunderbar:
Wie ward sie über Nacht so alt?
In der Mauer klast gar mancher Spalt,
In der Mauer, die gestern tadellos,
Und die Schindeln bedeckt das grüne Moos,
Das Dach, das gestern schmuck und neu:
Veraltet ist's, wie das ganze Gebäu!

Da bricht sie in Thränen und weint und klagt:
„Wo ist der Vater, die Mutter, o sagt!
Mein Bruder Wilm? o sagt es mir!
Noch gestern sah ich sie alle hier,
Als zum Walde ich lief, so frisch und froh,
Ich bitte Euch, o erschreckt mich nicht so!
Ihr straft mich hart, daß ich die Nacht
Im Walde schweifend zugebracht!“

Sie schweigt, die rinnende Zähre erstickt
Das Wort, doch ihr flehendes Auge blickt
Und sagt, was nicht die Zunge kann
Und seltsam bewegt ist der fremde Mann.

Er beugt sich nieder und tröstet lind:
„Sei ruhig, sei ruhig, du liebes Kind!
Was weinst du so, was drückt dich schwer?
Wie heißest du, und wo kommst du her?“

Da schlingt das Mägdelein um ihn den Arm:
„Wer kann mir helfen? Daß Gott erbarm!
Gunfriede heiß ich — wir alle vier,
Wie lebten mitsammen wir fröhlich hier!
Ich, Vater und Mutter und Wilm dazu —
Wo sind die Lieben? Wer bist denn du?“

Der Mann, der greise, stutzt und bebzt:
„Bist du ein Geist — ein Mensch, der lebt?
Wilm heiß, wie jener, um den du weinst,
Eine Schwester Gunfriede hatte ich einst.
Vor fünfzig Jahren an diesem Tag,
Da lief sie froh hinaus in den Hag.
'Sind fünfzig Jahre, ich weiß es genau —
Und mein Leib ist alt, mein Haar ist grau!
Sie spielte im Hag und lehrte nicht mehr,
In Sorgen suchten wir rings umher.
Umsonst, umsonst — in Wald und Flur,
Bis zur Geisterhöhle — keine Spur!

Sach ruft Gunfriede mit Schrecken da:
In der Geisterhöhle, da war ich ja!
In des Berges Schooß bei hellem Schein,
Da tanzte ich lustig den fröhlichen Reihn
Mit den Zwergen allen und ihren Frauen
Im Saale festlich anzuschauen.
Da hielten Gelag wir und fröhliches Fest
Auf blanken Schüsseln dampft' es aufs Best':
Und wieder ging es zu lustigem Spiel,
Bis ich dem mahnenden Schlummer verfiel.
Und als ich am Morgen früh erwacht,
Erschien es ein Traum, ein böser der Nacht,
Der mich mit lieblichen Bildern geneckt,
Her kam ich, von Furcht vor Strafe geschreckt!“

Aus dem Auge dem Alten die Zähre rinnt,
Er herzt und küßt das weinende Kind:
„O arm' Gunfriede, mein Schwesterlein gut,
Du warst in der Zwerge stiller Hut!
Wie lebten wir andern in Sorgen bang,
Dieweil dich hielt der Zauberzwang!“

Der greise Wilm, seine Zähre fällt
Aufs Haupt dem Kind, das er zärtlich hält,
Der greise Wilm und die junge Maid,
Voll Freude und voll Traurigkeit.

„Wo ist der Vater, die Mutter mein,
Auf daß sie beide mir verzeihn
Die alte Schuld?“ Er spricht: „Komm mit!“
Da folgt sie ihm mit hastigem Schritt.

Fort gehn sie über den alten Steg,
Zum Dorfe hin führt sie der Weg,
Von dort schallt helle das Geläut,
Denn wieder ist es Sonntag heut.
Und vorwärts geht der stille Gang,
Aus der Kirche schallt der fromme Sang.
Sie halten nicht — sie gehn vorbei,
Eine andere Pforte lockt die zwei.
Gunfriede eilt an des Bruders Hand
Mit Hast dahin auf dem weichen Sand —
Zu beiden Seiten dehnt sich weit
Der stille Garten der Ewigkeit.

Ahnt sie es nicht, was er wohl meint?
Sieht sie es nicht, wie er leise weint?
Wie manche Thräne zu Boden tropft?
Sie eilt nur weiter, ihr Herze klopft.

Der greise Wilm hält endlich ein,
Da steht ein schlichter Leichenstein,

Verwittert halb und tief geneigt,
Hier steht der Greis und schluchzt und schweigt.

Und endlich spricht er, bewegt vom Leid:
„Da liegen die Eltern alle Beid’!
Die Mutter welkte in Sorg’ und Harm,
Sie starb in des trauernden Vaters Arm.
Das traf ihn schwer: Vor dreißig Jahr,
Da lag auch er auf der Todtenbah; —
Zur Mutter legt’ ich ihn trauernd hinein
Und war nun einsam und allein“ — —

Ringsum ist’s still, kein Auge sieht
Das einsame Paar, das betend kniet.
Kein irdisches Auge und keiner stört
Das brünstige Flehen, das Einer hört.
Ein leises Wehen zieht flüsternd her,
Als ob es ferne Botschaft wär’.

Aus der Kirche strömen der Gläubigen Reihn
In Gottes Garten treten sie ein.
Noch knien die Beiden, doch sie sind todt,
Nach oben rief sie des Herrn Gebot.

Hugo Püttmann.

Die Sage von der Martinsgans.

Der Bruder Martin aus dem Kloster geht,
Nach größ’rer Einsamkeit sein Trachten steht.

Bald hat im Tann, wo weder Klang nach Laut,
Er eine Siedlerklaufe sich erbaut.

Dort lebt er nun, dem ird’schen Treiben fern,
Nur so wie er gewünscht, dem Dienst des
Herrn.

Doch sollt’ auch da nicht ungestört er sein,
Denn bald darauf erschien ein Bäuerlein,
Das will den Segen des geweihten Mann’s,
Und opfert zum Vergelt ihm eine Gans.

Sodann ein Mütterchen zum Klausmann trat,
Das Trost von ihm für sein Gepreß erbat.

Auch dieses spendete zugleich als Dank
Ihm eine Gans, wie Schnee so weiß und blank.

Ein And’rer drauf zu ihm in Demuth fleht,
Er möchte ihn einschließen in’s Gebet,
Und reichte ihm als schuldige Gebühr
Gleichwie die Alte eine Gans dafür.

Und also kam in kurzer Zeit Verlauf
Ein Viertel und ein Fünfter noch darauf,
Und dies und jenes, je nach ihrem Sinn,
Und setzten eine Gans vor Martin hin.

Kurz, wer nur trat hinein zur Nacht des Tann’s
Der brachte unserm Martin eine Gans.

Da faßte ihn Verzweiflung wie noch nie:
„Herr, Gott, was soll mir all das Schnatter-
vieh!“

Derweilen in dem Kloster starb der Abt,
Nachdem ihn Himmelspeise noch gelabt.

Und sich, als wie von einem Geist beseelt,
Ward Bruder Martin drauf zum Abt erwählt.

Doch wo ihn finden, Eins das And're fragt,
Wer ist's, der uns den Weg zu Martin sagt?

Und fort nach allen Winden stäubt die Schaar,
Durch Wald und Wildniß flattert der Talar.

Umsonst, umsonst, kein Klausner ist zu sehn,
Vergebens ist ihr Mühen und ihr Spähn.

Vernichtet ihrer Hoffnung Saat und Keim,
Schon kehrt ein Bote um den Andern heim.

Nur Zwei noch stöbern durch Gestäub' und
Rohr,

Da tönt ein seltsam Lärmen an ihr Ohr.

Das kollert, schnarrt und knarrt: Ja ja, ja, ja!
Als wär ein Heer von bösen Geistern nah'.

Welch ein Spektakel! Was nur kann dies sein?
Und hast'ger geht es in's Gestripp hinein.

Und sich — vor ihnen Bruder Martin steht,
Als wie von Engelsfittchen rings umweht,

Inmitten einer schrei'nden Gänfeschaar,
Er, dem zu laut das stille Kloster war.

Wohl prallen da erstaunt zurück die Zwei,
Als sie ihn seh'n in solcher Companei.

Doch ob der Freude bald ihr Staunen schwand,
Und huld'gend küssen sie des Abt's Gewand,

Und bringen im Triumph'e ihn nach Haus,
Wo Alles bricht in lauten Jubel aus.

Und weil geführt die Gänse auf die Spur
Von Martins Klause in der Wüstenflur,

So ward bestimmt, daß die Grinn'ung d'ran
Gefeiert ward' in jedem Jahr fortan,

Und am Martinustag zum Gratial
Ein Gänsebraten würze stets das Mahl.

Und so auch ward gehalten der Gebrauch,
So viel der Zeit entschwand indessen auch,

Und kam Martini mit der Flocken Weh'n,
So war's um Gans und Gänserich gescheh'n.

Und jetzt noch geht es so wie ehemals
An diesem Tag den Aermsten an den Hals,

Und auf dem Tisch des ärmlichsten Kumpan's
Erduftet eine braune Martinsgans.

Johann Nepomuk Vogl.

Die Jahreszeiten.

Sieh! die pechbeglänzten Knospen
Thun sich auf, und Blättchen fein,
Wollig zart, wie zarte Spitzen,
Führen uns den Frühling ein.
Auf beblühten Wiesenpfaden
Schreitet er mit leichtem Fuß,
Und aus dunkelblauen Veilchen
Lacht sein Aug' uns lieben Gruß.
„Heinrich, sieh, die erste Tulpe.
Gott, wie schön doch! braun und roth,
Und dazwischen weiße Streifen,
Wie bestrichnes Butterbrot!“ —
Ammchen aber horcht den Vögeln,
Die da hüpfen im Gezweig,
Und es dünkt dem kleinen Mädchen
Fast so süß, wie — Zuckerteich! —
Doch die weißen Blättchen sinken,
Aus dem Laub vom Blütenbaum,
Und die ersten Kirschen grünen,

Reisend bald in stillem Traum.
Und die Kinder, wunderselig,
Locken sie, so roth und weiß,
Erst gebunden nur an Stäbchen,
Wie ein Zaubergartenreis;
Bis in Körbchen dann, gehäuft,
Ihre Fülle überfließt,
Frische Kirsch' und frische Lippe,
Roß und hold sich wechselnd küßt. —
Hoch und höher steigt die Sonne,
Und mit ihr die Halme grün,
Die nun mäblig sich vergolden.
Alt und Jungen zum Gewinn.
Kühlend in die heißen Lüfte
Strömen Quelle, Fluß und Bach,
Steigt hinein, ihr lieben Kinder,
Theil't die Wellen allgemach;
Plätschert drin, wie munt're Fische,
Dehnt die Glieder schwimmend aus,

Springt, zum Trocknen, dann ins nahe,
Schattig duft'ge Wälderhaus! —
Frischen, kannst nicht satt dich sehen
An dem gelben Aehrenmeer,
Wie's vom Winde gleich den Wellen
Wird getrieben hin und her?
Stürz' dich, Bübchen in die Halme,
Denn sie thuen dir kein Leid,
Pflücke roth und blaue Blumen,
Schmücke Käppchen dir und Kleid! —
Hört ihr's donnern? seht ihr's blißen?
„Ei,“ — spricht Gmreich, salbungsvoll, —
„Ei, wer wird davor sich fürchten!
Thut es doch der Erde wohl.“
Und der Sommer ist vergangen.
Flur und Bäume werden fahl,
Doch an ihren Zweigen schwellen
Bunte Früchte ohne Zahl.
Baumeskinder, Menschenkinder
Haben bald gefunden sich,
Und vermengt mit Birn und Pflaume
Knab' und Mädchen wunderbar!
Schütteln, klettern, pflücken, — essen,
Nach der Arbeit muß man ruh'n,
Und mit dem, was man im Schweiß
Sich erwarb, — sich gütlich thun. —
Welch ein Zauchzen in den Bergen,
Auf den Hügeln, traubengrün,
Wo der Winzer und die Kindlein
Ernten mit und ohne Müh'n!
Ja, es freuen unsre Kleinen
An der Großen Freude sich,
Und daneben an den Beeren,
Honigsüß und wonniglich.
Rothe Wänglein seh'n beflissen,
Heimsen Pflirsich, Aepfel ein,
Mancher steckt auch bei dem Sammeln,
Manches — in den Mund hinein. —
Und so geht's, bis immer gelber
Wird das Laub, dann roth und braun,
Und die schlauen Vogelfänger
Ihre Lauerhütten bau'n.
Wehe! Distelfink und Zeisig,
Ammern, Meisen lockt der Pfiff,
Locket das gestreute Futter,
Und der Knabe kennt den Kniff;

Macht sich ein lebendig Wesen
Uebermüthig unterthan,
Hat erobert und errungen,
Denket stolz: „Ich bin ein Mann!“
Doch das Mädchen füttert stille
Das gefang'ne kleine Thier,
Hörcht dem Sang und lehrt es Lieder,
Wie sie Gott erschuf in ihr. —
Dür die Bäume, leer die Felder,
Und der Garten, ach so grau!
Doch, wie düster auch der Himmel,
Kinderstimm ist immer blau! —
Husch! wie frostig saust der Wind schon
An die Fenster, doch das Kind
Schaut hinaus, als käm' ein Wunder, —
Sieh da! Wunder bringt der Wind:
Weiße Männlein taumeln nieder,
Klingen, raufen miteinand',
„Schnee, ja Schnee! ach sieh nur Lenchen,“
Ruft der kleine Ferdinand.
Lichte Flocken, lichte Kerzen
Leuchten in die Kinderbrust.
Wenn der Weihnachtstag erschienen,
Und der Abend dann, voll Lust!
Wenn die Bäume ringsum trauern,
Grünt daheim der schönste Baum,
Mahnt die Alten an die Heimath,
An den schönsten Jugendtraum! —
Seht, wie schimmern seine Früchte,
Gold und Silber, Zuckerbrot,
Puppen, Pferdchen, Bänder, Bilder,
Nüsse, Aepfel rund und roth!
Und es glühen ihre Wangen
Wie des Apfels, und ihr Spiel
Mit des Christkinds schönen Sachen
Findet heute mehr kein Ziel. —
Auch die Weihnacht ist vergangen,
Und das Jahr ist alt und leer,
Doch für Kinder gibts wohl Lehren,
Aber keine Leere mehr.
Schüttelt Winter sein Gefieder,
Geht man ernst in sich hinein,
Freuen auf den Frühling wieder
Sich die lieben Kinderlein.

Franz Gisinger.

Nun stehn sie als Säulen stolz und mächtig,
Als Zier des Saales beim Elfenball,
Und auf den Blüthentronen prächtig
Ruhet die Wölbung von lichtigem Crystall.

Doch komm nach Haus! es dunkelt im Thale,
Heut' leuchtet uns nicht der Würmlein Schein,
Die schweben als Lichter im ElfenSaale,
Wetteifernd mit schimmerndem Edelstein.

Nun freun sich die Elfen deß, was sie genommen;
Hörst du sie nicht jubeln im tiefen Haus?
Doch wenn der Frühling wieder gekommen,
Dann geben sie alles wieder heraus!

Friedrich von Sallet.

Elfenleben.

Galbe Dünste sprühn im Westen
Und der Irwisch hüpfst im Sumpf,
Blau aus dunkeln thaubenästen
Tannenästen
Glimmt der morsche Weidenstumpf.

Wo Kastaniendolden schimmern,
Lust'ges Völkchen, winzig klein,
Wohnet dort in Blüthenzimmern,
Webt beim Flimmern
Stiller Nacht den Elfenreih'n.

„Auf zum Tanz und schlingt die Kreise!
Halm und Muschel sind gestimmt.
Summt dem Mond die alte Weise!
Leise, leise,
Daß uns nicht der Kauz vernimmt.

Wächter, zieht auf eure Posten,
Schröter fangt und Fledermaus.
Ragelt sie an Kreuzespfosten,
Späht nach Osten
Vor dem Frühroth kehrt nach Haus.“

Und des Eichbaums Zwerggeschöpfe
Kriegrißschschaaren sich zu Hauf;
Rüst'ge Männlein, bärt'ge Köpfe,
Eichelnäpfe
Prangen keck als Helme drauf.

Frisch die Tanne bläst zum Streite —
Tannennadeln, spiz und schmal,
Tragen blankgeschuppte Leute
An der Seite!
Fähnlein züngeln ohne Zahl.

Tann' und Eichbaum schlagen Brücken
Grüner Zweige, schlank und frei;
Lärmend all die Schwerter zücken,
Trugig rücken
Sie heran mit Kampfschrei.

Nieder glänzen, Düste flirren,
Wunderfames Leben glüht;
Auf und ab die Geister schwirren,
Schwerter flirren,
Irwisch tanzt und Weide sprüht.

Da heran die Boten jagen
Von der Wacht im Bappelthurm.
Schröter muß sie brummend tragen,
Warnend schlagen
Nah und fern die Posten Sturm.

„Fort! der Morgenwind geschoben
Kommt im rothen Waffenschmuck.
Ost hat sein Panier erhoben,
Lerche rührt die Trommel droben.“
Kaum gewoben,
Husch, zerstoßen
Ist der lust'ge Geisterspuck.

W. Hofmann.

Der Knabe im Moore.

D schaurig ist's übers Moor zu gehn,
Wenn es wimmelt vom Heiderauche,
Sich wie Phantome die Dünste drehn
Und die Ranke häkelt am Strauche;
Unter jedem Tritte ein Quellschen springt,
Wenn aus der Spalte es zischt und singt,
D schaurig ist's über's Moor zu gehn,
Wenn das Röhricht knistert im Hauche!

Fest hält die Fibel das zitternde Kind
Und rennt, als ob man es jage;
Hohl über die Fläche sauset der Wind —
Was raschelt drüben am Hage?
Das ist der gespenstische Gräberknecht,
Der dem Meister die besten Torfe verzecht;
Hu, Hu, es bricht wie ein irres Kind!
Hinducket das Knäblein zage.

Vom Ufer starret Gestumpft hervor,
Unheimlich nickt die Föhre,
Der Knabe rennt, gespannt das Ohr,
Durch Riesenhalme wie Speere;
Und wie es rieselt und knittert darin,
Das ist die unselige Spinnerin,
Das ist die gebannte Spinnlenor,
Die den Haspel dreht im Geröhre!

Voran, voran, nur immer im Lauf,
Voran, als wollt' es ihn holen;
Vor seinem Fuße brodelte es auf,
Es pfeift ihm unter den Sohlen,
Wie eine gespenstige Melodei;
Das ist der Geigemann ungetreu,
Das ist der diebische Fiedler Knaut,
Der den Hochzeitsteller gestohlen.

Da bricht das Moor, ein Seufzer geht
Hervor aus der klaffenden Höhle;
Weh, weh, da ruft die verdammte Margreth:
„Ho, ho, meine arme Seele!“
Der Knabe springt wie ein wundes Reh,
Wär' nicht Schutzengel in seiner Näh',
Seine bleichenden Knöchelchen fände spät
Ein Gräber im Moorgeschwehle.

Da mählich gründet der Boden sich,
Und drüben, neben der Weide,
Die Lampe flimmert so heimathlich,
Der Knabe steht an der Scheide.
Tief athmet er auf, zum Moor zurück
Noch immer wirft er den scheuen Blick:
Ja, im Geröhre war's fürchterlich,
D, schaurig war's in der Heide!

A. Droste-Hülshoff.

Die Sommergeister.

Sommers laufen in Mittagsgluth,
Ohne die Sohlen zu rizen,
Luftige Geister ohne Blut
Ueber der Aehre Spitzen.

Wenn die Erde recht dürr und heiß,
Werden sie erst lebendig;
Wenn der Himmel von Hitze weiß,
Spielen sie fort beständig.

Jedes Wölkchen die Kinder verscheucht,
Dass sie sich eilig verschlupfen,
Wenn ihnen würden die Füßchen feucht,
Stürben sie hin am Schnupfen.

Leicht gekleidet im güldenen Hemd,
Glänzen die weißen Gliedchen:
In silberner Sprache, seltsam und fremd,
Singen sie köstliche Liedchen.

Doch wenn die Sichel mit drohendem Schall
Schwingen gebräunte Hände,
Dann hat der glänzende Kinderball,
Das Ziel des Sommers, ein Ende.

Fröstelnd in Höhlen kauern sie
Sich im Herbst zusammen;
Sehnend und weinend betrauern sie
Des Sommers liebliche Flammen.

Gustav Pfizer.

Die zechenden Waldmeisterlein.

Es blüht vom Thaugezitter
Der maienfrische Wald.
Im Grünen lag der Ritter
Und schlief und träumte bald.

Er sog in vollen Zügen
Der Würzkräuter Hauch —
Da tänzeln voll Vergnügen
Zwerglein aus Busch und Strauch.

Seltsamlich kleine Männlein
In Säcklein grün wie Gras,
In jeder Hand ein Kännlein,
Ein Gläslein von Topas.

Und Syrinxflöten locken
Die Schaar zum Ringelreihn,
Und Anemonenglocken
Erklingen lustig drein.

Sie tollten wie die Böcklein,
Sammtkappchen auf dem Kopf;
Darnieder auf die Röcklein
Im Nacken hüpfte ein Jopf.

Heiße, Waldmeistermännlein!
Sie zechen und jubeln baß
Und füllen frisch die Kännlein
Aus eines Gnomen Faß.

Bis über Baum und Wurzel,
Farren und Binsenrohre
Kauschfelig, mit Gepurzel,
Hinplumpft der ganze Chor.

Jetzt auf des Ritters Nase
Schwingt sich, wie auf ein Roß,
Mit funkelhellem Glase
Das Meisterlein vom Troß.

Der fährt mit mächtigem Riesen
Empor aus seinem Traum —
Und Männlein und Kännlein zerfließen
Im grünen Waldesraum.

Ignaz Hub.

Schwalbenmärchen.

Auf dem stillen, schwülen Pfuhle
Tanzt die dünne Wasserspinne;
Unten auf crystalnem Stuhle
Thront die Unkenkönigin.

Von den edelsten Metallen
Hält ein Reif ihr Haupt umzogen,
Und wie Silberglocken schallen
Unkenstimmen durch die Wogen.

Dem der Lenz erschien; die Schollen
Sind zerflossen; Blüthen zittern;
Dumpe Frühlingdonner rollen
Durch die Luft, schwarz von Gewittern.

Wasserkilienkelche fließen
Auf des Teiches dunkeln Spiegel,

Und die ersten Schwalben schießen
Drüberhin mit schnellem Flügel.

Aus den zarten Schnäbeln leise
Tönt Gezwitzcher in die Wellen:
„Viele Grüße von der Reise
Haben wir dir zu bestellen.“

Lange waren wir in fremden,
Sandbedeckten, heißen Ländern,
Wo in weiten Kastanhemden
Träge Turbanträger schlendern.

Burpurfarbne Wunderpflanzen
Dienten uns zu Meilenweisern;
Selbe Mauren sahn wir tanzen
Nacht vor ihren Leinwandhäusern.

Lehzend auf dem warmen Sattel
 Saß der Araber, der leichte,
 Während Ziegenmilch und Dattel
 Ihm aufs Pferd die Gattin reichte.

Auf die Jagd der Antilopen,
 Kriegerisch mit Spies und Pfeile,
 Zogen schlanke Aethiopen;
 Klagend tönte Memnon's Säule.

Aus des Niles Flut getrunken
 Haben wir, matt von der Reise;
 Gruß dir, Königin der Unken,
 Von dem königlichen Greise!

Alles grüßt dich, Blumen, Blätter!
 Doch zumeist der Grüße viele
 Bringen wir von deinem Better
 Von dem Crokodill im Nile!"

Ferd. Freiligrath.

Kinder am Ufer.

„O sieh' doch, siehst du nicht die Blumen-
 wolke
 Da drüben in dem tiefsten Weiserkolke!
 O, das ist schön, hatt' ich nur einen Stecken,
 Schmalzweiße Kelch' mit dunkelrothen Flecken;
 Und jede Glocke ist feisirt so fein
 Wie unser wächsern Engelen im Schrein!
 Was meinst du, schneid' ich einen Haselstab,
 Und wat' ein wenig in die Fluth hinab?"

Floh! Frösch' und Hechte können mich nicht
 schrecken,
 Allein ob nicht vielleicht der Wassermann
 Dort in den langen Kräutern hocken kann."
 Ich geh', ich gehe schon — ich gehe nicht —
 Mich dünkt, ich sah am Grunde ein Gesicht —
 Komm, laß uns lieber heim, die Sonne sticht!"

Anette von Droste-Hülshof.

Das Begräbniß der Rose.

In Blumen und Zweigen vergraben
 Lag ich unter schattigem Dach,
 Da sah ich 'nen wilden Knaben
 Der ein Waldröslein brach.

Doch bald warf er's zur Erde
 Gesättigt von seinem Hauch;
 Dann sprang er ohn' Sorg' und Beschwerde
 Von dannen der kleine Gauch.

Da nahten sich schwärzliche Käfer
 Und zogen am grünen Strang,
 Zu wecken die träumenden Schläfer
 Durch Trauerglockenklang.

Maiglöckchen tönnten leise
 Mit fernhin säuselndem Hall,
 In seltsam schauriger Weise
 Zu künden den Todesfall.

Nun kamen von allen Seiten
 Zaubergestalten viel,
 Das Begräbniß zu bereiten
 Bei Sang und Orgelspiel.

Der Dom war gewölbt von Zweigen,
 Fernher erschallte schon
 Durch's dumpfe Trauerschweigen
 Des Baches Orgelton.

Die Blumen nahten im Leide,
 Weil die Schwester gestorben war;
 In priesterlich weißem Kleide
 Trat die Lilie vor den Altar.

Sie sandte Gebete so leise,
 Unhörbar himmelwärts,
 Doch Düste, wie Seufzer so heiße,
 Bezeugten den tiefen Schmerz.

In bunten Chorgewanden
Die Schmetterlingschaar auch kam,
Die dienend den Altar umstanden;
Die Schwingen erbebten vor Gram;

Die Bienen in Schaaren summten
Herbei von ferner Flur;
Die Blumen im Leid verstummten,
Thautränen hatten sie nur.

Geschäftige Käfer gruben
Ein Grab im kühlen Moos;
Indessen die Bienen erhuben
Den Todtengesang der Ros'.

„Du warst eine Wonne Allen,
Nun bist du Allen Schmerz;
Laßt Trauerglocken schallen
Und Lieder himmelwärts!

Laßt uns die schöne Hülle
Begraben tief in's Moos!
Da liegt sie kühl und stille
Von Glanz und Düften los.

Doch wenn auch Würmer nagen
Den schönen Leib entzwei,
Laßt ab von bangen Klagen,
Denn ihre Seel' ist frei!

Die reinen frommen Düfte
Sind ihr unsterblich Theil,
Die schwingen durch die Lüfte
Sich auf zum ew'gen Heil!

Wo Engelsstimmen klingen
In des Allmächt'gen Ohr,
Schwebt nun auf geistigen Schwingen
Der Todten Seel' empor!

Im Himmel wird sie wallen,
Weil sie so fromm und rein,
Da saugt mit Wohlgefallen
Sie der Allmächt'ge ein!

So innig ihm vereinet,
Wird sie von ihm ein Theil!
Was klaget ihr und weinet?
Lobsingt und preist ihr Heil!“

Das Lied versäufelte schaurig,
Sie senken die Rose hinab,
Die Blumen schüttelten traurig
Thautropfen und Duft aufs Grab.

Da flüstert ein Beilchen mit Beben:
„Ich habe sie heiß geliebt;
Doch weil du so prächtig im Leben,
Stand ich dir fern betrübt!

Und drang meiner Düfte Sehnen
Nicht zu dir, verweht von der Luft,
So fallen doch meine Thränen
Jetzt nieder auf deine Gruft!“

Ob das Beilchen noch lang gelebet,
Ob's nicht verblichen bald?
Nicht weiß ich's — von Schauern durchbebet
Verließ ich den stillen Wald.

Friedrich von Sallet.

Die schöne Margarethe.

Es war einstens eine Königin, die hatte
lange Jahre eine treue Dienerin, die sich mit
einem braven, fleißigen Manne verheirathete;
sie lebten glücklich; aber sie mußten frühzeitig
sterben und ließen ein kleines, niedliches Mädchen,
von kaum vier Jahren, zurück. Die Königin
hatte das Kind über die Taufe gehalten und
ihm den Namen „Margarethe“ gegeben; als
es nun eine Waise war, nahm sie sich der
Kleinen voll Mitleid an und ließ sie bei guten

Leuten erziehen. Es war so ein recht liebes,
schönes Kind, und es empfand schon ganz den
Verlust, den es erlitten; als es zu den fremden
Leuten kam, weinte es bitterlich, dann wurde
es aber mit jedem Tage ernster und stiller
und auf die kleine, glatte Stirn zog bald der
Gram seine scharfen Linien. Wenn es Abends
in sein armseliges Bettchen gelegt wurde,
dann erinnerte es sich der Mutter und ihrer
Erzählungen vom schönen Himmel, von den

vielen Engeln, die Palmen und Blumen in den Händen tragen, und denen der liebe Gott Flügel gab, daß sie guten Menschen schnell zu Hülfe kommen können; so dachte es denn wohl ganze Stunden bis der freundliche Engel, der den Schlaf bringt, leise an ihr Bettchen trat, ihm die blauen Augen schloß und es sanft in Schlummer senkte. —

So lag die kleine Margarethe eines Abends wieder sehr lange und dachte an ihre Mutter, an die Wunder des Himmels und an die schönen Engel; da wurde es plötzlich in der dunklen Kammer so helle, als wenn viele Sonnen ihre Strahlen hinein geschüttet hätten. Sie öffnete die Augen, die ihr eben zugefallen waren, — denn der Lichtglanz war ihr durch die Augenlider bis ins Herz geschienen — und lächelte in selbigem Frieden über das, was es erblickte:

Die Mutter schwebte von der Decke der Kammer, die sich bis ins unendliche Blau des Himmels erhoben hatte, hernieder; sie trug eine Krone auf dem Haupte und das blonde Haar hing wie ein dichter Schleier über dem schneeweißen rauschenden Gewande. In der einen Hand hielt sie einen blühenden Rosenzweig, und aus jeder Rose sah ein allerliebstes Engelsgesicht, in der andern Hand hatte sie ein goldenes Körbchen, in dem verschiedene Sachen lagen. Rings um die Mutter war eine ganze Schaar leuchtender Engel; die einen trugen kleine, goldene Harfen, aus denen sie die lieblichsten Töne lockten, die andern schlangen silberne Rauchfässer, daß der Duft in kräuselnden Wolken empor wirbelte. Die Engel hatten ein Flügelpaar, das weiß wie gefallener Schnee war, und rothe und blaue, grüne und gelbe Schärpen flatterten leicht um ihre durchsichtigen Körper. Die Mutter trat ans Lager Margarethens, küßte sie und nahm sie auf ihre Arme. Die Engel schwebten über ihnen und spielten auf ihren Harfen, schwenkten die Rauchfässer und sangen liebliche Lieder; jetzt saß die Kleine auf dem Schooße der Mutter, die ihr das Haar mit köstlichem Del salbte und mit einem goldenen Kamme kämnte; die Engel kamen und hielten ihr die

Harfen vor und reichten ihr Blumen und Früchte. Dann wusch die Mutter das Kind mit wohlriechendem Wasser, wand ihm Rosenknospen in die Locken, machte ihm zwei weiße Flügelchen an und umwickelte es mit einer himmelblauen Schärpe. Als bald schwang sich Margarethe zu den andern Engeln empor; auch die Mutter erhob sich und sie stiegen Alle durch die geöffnete Decke der Kammer und schwebten ins Unendliche dahin. —

Nach langer Zeit trug die Mutter auf den Armen das übergelückliche Kind ins Bettchen zurück, und sagte zu ihm: „noch einmal ist es mir erlaubt zu dir zu kommen, doch dann erst, wenn du in Noth bist: aber ich bin unsichtbar stets zu deiner Seite, darum bleibe gut, bleibe fromm! Lebe wohl, ich muß scheiden, lebe wohl meine liebe Margarethe!“ — Sie küßte das Kind und verschwand mit den Engeln, wie sie gekommen. — Der Tag erschien; Margarethe öffnete die klaren Augen. Die Pflege-Mutter stand am Bettchen und lachte ihr freundlich entgegen, und erhob sie zum Ankleiden.

* * *

Als Margarethe das zwölfte Jahr erreicht hatte, nahm sie die Königin in ihr Haus; dort mußte sie die drei Prinzessinnen, die Töchter der Königin, bedienen und leichte Arbeiten verrichten. Der Gedanke an ihre Mutter ermunterte sie zu Fleiß und Pünktlichkeit, und was sie der Königin und den Prinzessinnen an den Augen ab sah, wurde von ihr mit Lust und Liebe ausgeführt; in jeder Beschäftigung suchte sie ihren Dank an den Tag zu legen. Lange Zeit war sie der Liebling der Königin und sie war mehr der Prinzessinnen Gespielin als Dienerin; aber dann wurde sie ihnen ein Dorn im Auge. Wie die Blume im warmen Sonnenstrahl des Lenzes, so entfaltete sich der Geist und die Schönheit Margarethens. Alles, woran die Prinzessinnen lange Tage lernen mußten, erfaßte sie im Augenblicke. Bald ragte sie eine prächtige Lilie über alle ihres Geschlechts und mit verschlossenem Meide sah die Königin

und ihre Töchter ihre unnennbare Schönheit von Tag zu Tag voran schreiten. Früher hatte man fern und nah von der Schönheit der Königin selbst und der ihrer Töchter gesprochen, jetzt redete man nur von der schönen Margarethe. — Da mußte sie aus den Gemächern der Königin weichen, und die Prinzessinnen wollten nicht mehr von ihr bedient sein; sie schalteten sie dumm und ungeschickt. Sie kam nun in die Küche und die schmutzigsten Arbeiten wurden ihr übertragen; aber es half der Königin nichts; der schwarze Ruß scheute sich ihre weiche, feine Hand zu berühren und der Schmutz floh ihre Nähe; im gewöhnlichsten Kleide stand sie wie eine Prinzessin da. — Da wurde die Königin noch böser; sie ließ eine solche Menge Glachs in ein feuchtes, dunkles Gewölbe bringen, das sieben fleißige Spinnerinnen sieben Jahre daran zu thun gehabt hätten, und befahl Margarethen, in das Gewölbe zu steigen und nicht eher wieder heraus zu kommen, bis aller Glachs zu feinem Garne verarbeitet wäre. Margarethe flehete und bat, aber vergebens; nur das wurde ihr gewährt, daß sie noch einmal ins Freie gehen durfte. Es war gerade im schönen Frühling; der Himmel spannte sein blaues Zelt über die rings blühende Flur und Leben zitterte in jedem Wesen der Natur. Doch in der Brust Margarethens schien der Tod zu zittern; sie flog fast über den Weg. Die Blicke, von Thränen verschleiert, zu Boden gesenkt, das Herz hörbar schlagend, strebte sie der Stelle zu, wo sie die Last des Schmerzes von sich zu werfen hoffte. Bald war sie am Grabe ihrer Eltern. Einen Augenblick stand sie regungslos wie eine Bildsäule da, dann brach aber der verhaltene Schmerz um so mächtiger hervor. Sie warf sich auf die Knie nieder und laut schluchzend senkte sie das Haupt ins lange Gras, das die ihr theuren Hügel bedeckte. Hinter ihr im dichten Gliederstrauche sang die Nachtigall in seelenvollen Tönen. Als sie das Haupt wieder erhob sammelte sie ihre Geister zu einem brünstigen Gebete und die vollen Strahlen der heiteren Maiensonne trugen das Flehn

zum Throne der Güte empor. Dann fastete sie die weite, schöne Landschaft, die sich vor ihren Blicken ausbreitete, noch einmal recht ins Auge, und nahm somit Abschied vom Leben für eine lange Zeit. Neue Kraft war aus dem Grabe ihrer Eltern in ihr Herz gestiegen und mit festem Muth ging sie nach Hause zurück, stieg in die Unterwelt hinab, und fing getrost ihre große Arbeit an. —

* * *

Bei einer schwach flimmernden Lampe saß Margarethe nun in dem feuchten, unheimlichen Gewölbe, und nur ein Handgroßes Fenster ließ einen matten Schimmer des Tages und den Athem der Luft hinein. Am ersten Tage neigte sie nur mit ihren bitteren Thränen den feinen Faden und spann bis tief in die Nacht. Als sie die Spindel schon mehrere Male geleert hatte, bereitete sie sich von dem Glachs ein weiches Lager in einer Ecke des Gewölbes und legte sich zur Ruhe; bald sank sie in süßen Schlummer. Kaum hatte sie die Augen geschlossen, da wurde das finstere Gewölbe plötzlich von einem blendenden Lichtglanze erfüllt, der ihr, wie in den Tagen der Kindheit, durch die Augen ins Herz drang; sie öffnete die Augenlider halb und sah erstaunt um sich. Sie wollte sich erheben, doch sie konnte es nicht, sie war wie an das Lager gefesselt. Sie sah ihre Mutter und die bekannte Schaar der schönen Engel unter lieblicher Musik aus der Höhe herab schweben; die Decke des Gewölbes war verschwunden und sie sah wieder das helle Auge des Himmels über sich erglänzen. Jeder der Engel trug nun ein kleines Spinnrädchen außer Harse oder Rauchfaß, die Mutter aber ihren Rosenzweig und einen kleinen goldenen Haspel. Die Letztere trat nun zu dem Mädchen, schwenkte den Rosenzweig über ihm hin, bog sich leise zu ihm hernieder und küßte es dreimal auf Stirne, Augen und Mund; dann erhob sie sich und winkte den Engeln zu. Diese setzten nun ihre Rädchen hin und bildeten einen Kreis rings im Gewölbe, und bald schwirrten die Spindeln im Fluge herum;

Eins nach dem Andern reichte der Mutter die gefüllte Spule; die setzte den goldenen Haspel mit aller Eile in Bewegung. Die Engel sprachen vor Fleiß und Eile kein Wort, nur einmal stimmten sie leise ein Lied an, das so schön klang, daß Margarethe die Hände fest auf die Brust preßte, die ihr zu zerspringen drohete. Die Fäden, welche die Mutter vom Haspel zog, waren so fein wie Spinnengewebe und weiß wie Schwanengefieder. So währte das die ganze Nacht, und erst als der Schein des Tages durch das kleine Fenster drang, hielten die Engel ihre schnurrenden Rädchen an. Die Mutter ging wieder zum Lager Margarethens, küßte sie drei Mal und verschwand mit der leuchtenden Schaar. Da sprang Margarethe vom Lager, breitete die Arme aus und sank von Gefühlen überwältigt zusammen. Als sie sich erholt hatte staunte sie über die Menge des Garns, das in vielen Gebinden an der Wand hing; sie staunte über die Feinheit und Reinheit der Fäden. Auch sie setzte sich schaffend nieder und zu dem schnellen Schwunge des Rades, zu dem rauschenden Laufe der Spindel sang sie ein frommes Lied, das ihre Pflege-Mutter so oft gesungen hatte. Zu Mittag wurde ihr ein wenig Speise unter der Thür hindurch geschoben, aber Margarethe aß kaum das Wenige um nicht die Zeit zu verlieren, denn sie sehnte sich nach dem Grün der Felder, nach dem Glanze der Sonne, nach dem Anblick der Menschen. Sie war den ganzen Tag unermülich und nahm sich vor, selbst die kommende Nacht an ihrem Rädchen zu durchwachen; der große Haufen des Flachses enthielt ja noch so viele tausend Fäden und erst war ein Tag, ein einziger nur, vorüber. —

* * *

Als kein Geräusch mehr von Außen zu Margarethens Ohren drang und sie merkte, daß es Nacht geworden war, stochte sie die kleine Flamme der Lampe zum hellen Brände und verlor sich in schweifenden Gedanken; sie glaubte die Mutter mit den Engeln würde auch in dieser Nacht erscheinen und der Ge-

danke, sie wachend zu begrüßen, erfüllte sie mit freudiger Ungeduld. Sie konnte vor innerer Bewegung die äußere kaum fortsetzen. Stunde auf Stunde verging; der Faden brach oft in der zitternden Hand, aber kein blendender Glanz fiel in ihr Auge, kein lieblicher Ton drang ihr ins Ohr; sie bog sich weinend nieder und legte den Kopf auf den Arm des Rockens, und die trostlose Zukunft trat grell vor ihre Seele. Da hörte sie plötzlich ein leises Geräusch in einer Ecke des Gewölbes; sie hielt den Athem an und lauschte. Sie richtete das Auge starr nach der Stelle, von der das Geräusch kam und auf einmal sah sie dort eine kleine Pforte auffpringen, und durch die Oeffnung drang ein kalter Luftzug, der süße, heiße Wohlgerüche mit sich brachte. Margarethe fürchtete sich nicht; sie glaubte daß jetzt die Mutter käme. Sie irrte sich aber, denn statt ihrer sah sie eine hellblaue Schlange aus dem Pfortchen kommen, die eine diamantene Krone auf dem Kopfe trug. Als Margarethe das sah schrak sie doch zusammen und ein leiser Schrei glitt über ihre Lippen. Die Schlange kam aber schnell auf sie zu und sprach: „Fürchte dich nicht, ich komme nur, um dir zu helfen! das Schnurren deines Rädchen und dein frommer Gesang haben mich vom Schlafe erweckt, der durch einen Zauber schon so lange auf mir lag. Ich bin nicht was ich dir scheine! mein Vater ist ein großer, mächtiger König und meine Mutter eine kluge, liebe Frau; weil ich aber einst sehr ungehorsam gegen beide war, bin ich in diese Schlange verwandelt und in einen Berg verbannt, den viele Kobolde und Erdgeister bewohnen; die sind mir alle ungethan. Tausend Jahre habe ich schlafen müssen, und jetzt kann ich erst von meinem Bann erlöst werden. Da du mich erweckt hast, so bin ich dir großen Dank schuldig, darum sprich, was soll ich für dich thun, du schöne Jungfrau?“ —

Zum ersten Male hörte sich Margarethe Jungfrau und schön nennen, sie schlug verschämt die Augen nieder. Ihre Bangigkeit verschwand bald; sie sah die Schlange freund-

lich an und sagte: „Habe Dank du armer Prinz, doch du kannst mir nicht helfen, denn spinnen kannst du doch gewiß nicht, aber sage mir, wie ich dich erlösen kann!“ —

Die Schlange sprach: „das kannst du nicht! mich kann nur eine fünfzehnjährige Waise erlösen!“ —

„Dich bin eine solche Waise!“ schluchzte Margarethe und helle Thränen rollten von ihrer Wange. Die Thränen fielen gerade auf die Schlange, die zu Margarethens Füßen horchend lag, und plötzlich war die Schlange verschwunden und an ihrer Stelle stand ein kleines Männchen. Das war der Prinz und das hatten die Thränen bewirkt; doch sein Zauber war noch nicht ganz gehoben, denn seine Füße waren wie die eines Hirsches und die ganze Gestalt wie ein Kind. Margarethe freute sich unaussprechlich und reichte dem Prinzen lächelnd die Hand. Die Krone auf seinem Haupte erleuchtete mit ihrem Glanze das ganze Gewölbe und Margarethe konnte sein schönes niedliches Gesicht sehen.

„D, sagte der Prinz, wenn du eine Waise bist, dann ist Hoffnung für meine Erlösung!“ —

Nun mußte ihm Margarethe erzählen, wie sie in das finstere Gewölbe gekommen war, und der Prinz wurde ganz zornig, über die harte, neidische Königin.

„Laß mich nur sorgen! — sagte er — wenns Zeit ist sollst du hören wie ich zu befreien bin, und dann ist auch die Erlösung für dich da; bis dahin sollst du deine feinen Finger nicht mehr zerschneiden mit dem dünnen Faden, ich werde dir Hülfe senden in deiner Arbeit, du sollst oft in mein jetziges Reich kommen, meine Schätze und, wenn du willst, auch die Erde sehn. Jetzt aber lebe wohl! ich muß mich meinen Leuten in der Gestalt zeigen und mich bei ihnen in Respect setzen; wir sehen uns nächste Nacht wieder, bis dahin lebe wohl!“ —

Er ergriff Margarethens Hand, die er fest umschloß und einen leisen Kuß darauf drückte; dann ging er zu der geheimen Pforte, die sich gleich hinter ihm schloß. Noch lange schimmerte der Glanz seiner Krone durch die

Ritzen des Eingangs, dann wurde Alles finster. Der Hahnenschrei verkündete den neuen Tag. Margarethe setzte ihr Rädchen langsam in Bewegung und dachte den Begebenheiten der Nacht mit Staunen nach. —

* * *

Schon war es lange Nacht, als Margarethe wieder den hellen Schein durch die kleine, geheime Pforte dringen sah; nach Augenblicken stand der Prinz vor ihr; in seinem Gefolge war eine ganze Schaar kleiner flinker Gnommen und Kobolde, die paarweise an Margarethen vorüber gingen und sich tief vor ihr neigten; jeder trug entweder ein Spinnrädchen oder einen Haspel, die beiden vorderen und letzteren aber rothschimmernde Fackeln. Der Prinz küßte Margarethen die Hand und reichte ihr einen prächtigen Strauß der schönsten Feldblumen, dann setzte er sich zu ihren Füßen nieder und erzählte ihr Märchen und Geschichten. Die kleinen Kobolde hatten aber einen Kreis geschlossen und die Spindeln flogen so schnell herum, daß ihnen Margarethe kaum mit den Augen folgen konnte. Die Fäden die sie spannen waren auch sehr fein, doch mit denen, die die Engel gesponnen hatten, waren sie nicht zu vergleichen; auch waren sie nicht weiß, sondern braunröthlich. Die Nacht verging Margarethen im Fluge. Als der Prinz gegen Morgen mit seinen fleißigen Dienern fortging, sprach er zu Margarethe: „Fürchte dich nicht vor den langen Tagen, ich lasse dir eine Hoffnung zurück. Bald führe ich dich in mein Bergschloß und in meinen schönen Garten!“ — Er wollte ihr noch mehr sagen, aber da sah der Tag mit hellem Auge durch die kleine Oeffnung. — Der Prinz eilte mit seinem Gefolge flüchtig davon. Nun wurde es Margarethen gar nicht schwer allein zu sein; sie freute sich auf die Nächte und der Gedanke daran erfüllte sie mit Lust. Aber sie war ermüdet, einige Nächte schon hatte sie nicht geruht und als der Abend heran kam, wurde der Schwung des Rädchens immer schwächer und langsamer; endlich stand der Fuß, der es in Bewegung setzte, ganz

still, die Hand, die den Faden hielt, sank in Margarethens Schooß, das schöne Köpfschen lehnte müde auf die Hand und schon nach Augenblicken schlummerte sie süß. Als bald kamen die kleinen Kobolde mit Spinnrad und Haspel herein geschlüpft und es begann um die schlafende Jungfrau ein geschäftiges Wirken. In jedem Winkel saß ein spinnender kleiner Mann; einige haspelten, andere trugen Flachs herbei oder hingen das gesponnene Garn an den Wänden auf. Mit Vergnügen sahen sie das schöne Mädchen und leise licherten sie, daß sie der neidischen Königin einen Streich spielen konnten. —

So ging das viele Stunden. Als Margarethe erwachte, war sie verlegen; sie setzte sich wieder am Rädchen zurecht und strich die wirren Locken von ihrer Stirn. Da trat der Prinz ein, er war wie zu einem Feste geschmückt und nachdem er Minuten lang mit Margarethe gesprochen, bot er ihr den Arm und ging mit ihr nach der kleinen Pforte. Zwölf Kobolde mit Fackeln leuchteten vor. Der Prinz ermahnte die kleinen Arbeiter noch zum Fleiß dann verschwand er mit der Jungfrau.

Zu Anfange war der Gang so enge und niedrig, daß Margarethe sich tief bücken mußte, doch bald befanden sie sich in einer weiten, prächtigen Halle. Margarethe schaute sich recht um. Zwischen den blanken Säulen hingen goldene und silberne Ampeln, von den hohen Schwiëbbogen herab, der Fußboden war aus den feinsten Marmorplatten zusammengefügt. Ueberall liefen die flinken Erdgeister umher und verneigten sich vor dem Prinzen und vor Margarethen; zwischen den Säulen standen silberne Armsessel; sie hätte gern gerastet aber der Prinz zog sie sanft weiter. Jetzt kamen sie vor ein sehr großes Thor, dem eigentlichen Eingange ins Schloß. Rechts und links vor ihm lag ein neunköpfiger Drache mit glühenden Augen und langen rothen Zungen; sie reckten die Hälse so lang aus, wie sie nur konnten, als sie Margarethe erblickten, aber der Prinz winkte mit der Hand und alsbald duckten die Ungeheuer die Köpfe gehorsam auf den Boden. Nun sprangen die

Flügel des großen Thores auf und aus dem Innern drang ein Glanz, daß Margarethe die Hand auf die Augen legen mußte; als sie sich etwas an den blendenden Strahl gewöhnt hatte, sah sie, daß sie sich in einem großen Saale befand. Der Prinz führte sie zu einem goldenen Throne, auf den sie sich schüchtern niederließ. Sie traute ihren Blicken kaum, als der Prinz sie für einen Moment verließ, um Befehle zu geben, und sie sich nun umsehen konnte. — Die Bogen im Saale waren von gediegenem Golde, die schlanken Säulen vom feinsten Silber, um die sich Blumengewinde zogen, die aus Edelsteinen und Gold zusammengesetzt waren. Die Ampeln, die von der Decke, und von den Bogen herab hingen, waren von Crystall und ächten Steinen in allen Farben, und das Del, das ihre Flamme nährte, mußte nur aus Rosen und Veilchen gewonnen sein. Der Fußboden war von Goldplatten gemacht und zwischen ihnen sah man die reichsten Mosaisks von allerlei Formen und Farben. Tische und Sessel und Schränke waren von Gold, und die Verzierungen entweder Emaille, Steine, oder Silber. Der Prinz kehrte zu Margarethen zurück, um sie zur Tafel zu führen, die inzwischen von den gewandten Kobolden servirt war. Von Neuem staunte Margarethe über die Pracht, die auf der Tafel ausgebreitet war; doch sie konnte Alles nur flüchtig ansehen, denn der Prinz ließ ihr vor angenehmer Unterhaltung nicht Zeit, zu äußeren Betrachtungen. Die seltensten Speisen wurden ihr auf den kostbarsten Schüsseln und Tellern gereicht, und was ihr der Prinz zum Trinken kredenzte, waren ächte Perlen in süßem Wein aufgelöst. Gewiß an hundert Mal wurden die Teller gewechselt. — Nach der Tafel führte der Prinz Margarethe in viele Gemächer, die noch reicher ausgeschmückt waren, und in seine Schatzkammern. Am Eingange standen zwei furchtbare Greife, die sahen Margarethe grimmig an, und nur die Gegenwart des Prinzen schützte sie vor ihren scharfen Krallen; in den Kammern lag das Gold und Silber in unförmlichen Klumpen bis an die Decke, und auch Edelsteine in

großen Haufen. Von da führte sie der Prinz in die Werkstätte der Kobolde. Da gefiel es Margarethen besonders gut; die kleinen Männchen waren ganz schwarz von Ruß und Kohlen; nur ihre kleinen Augen leuchteten hell, wie die Sterne. Da wurde gehämmert und gepocht, der Blasebalg brauste und die Feilen rasselten; da wurde Gold und Silber geschmolzen, Geschmeide angefertigt, und Fleiß sprach aus jeder Bewegung der kleinen Wesen. Nun gieng in den Schloßgarten. Eine liebliche Musik tönte ihnen entgegen; doch Margarethe stuzte, denn sie sah kein grünes Blättchen. Die Sträucher und Bäume waren alle von Gold oder Silber gemacht, und die Blätter und Blüten und Früchte von Edelsteinen; die abgetheilten Beete waren von dunklen Erzen, und die geschlängelten Wege mit Silberstaub hoch bestreut. Die Ampeln, die den Garten erhellten, waren so versteckt, daß sie nicht zu sehen waren, und über den ganzen Garten war eine Kuppel von Azuren gemacht und Sterne von Gold hinein gefügt. Die Künstlichkeit, mit der Alles gemacht war, gefiel Margarethen wohl, doch sie sehnte sich nach einem andern Garten; der Prinz errieth ihre Gedanken und sagte zu ihr: „du willst hinaus! auch das soll dir gewährt werden, aber ich darf dich nicht begleiten, mein Bann läßt es nicht zu; doch fürchte dich nicht, zwölf treue Kobolde sollen dich führen.“ — Er winkte, da traten die Kobolde schon heran; sie gingen mit Margarethen an eine Pforte, und ehe sie noch wußte wie es geschah, stand sie im Freien. Sie lief einige Schritte voran, dann stand sie still; sie küßte die Erde, umschlang die Luft und jubelte laut in die Nacht hinaus. Ihr zur Seite sang die Nachtigall in lieblicher Klage ihr Lied. Der Mond stand klar am Himmel und das ganze Heer der Sterne lachte ihr freundlich entgegen. Ein sanfter Wind zog kühlend über ihre heißen Wangen und rings um sie herum flüsterte Blume und Blatt in lebendiger Regsamkeit. Das Herz schlug ihr hörbar in der Brust, und vor Wonne wurden ihre Augen feucht; der Zauber, der ihr jetzt entgegen strömte,

ging ihr über Alles, und die Versuchung, zu fliehen, in die Arme der Natur, trat ihr verlockend näher; doch der Prinz — an ihn dachte sie — er mußte dann vielleicht noch viele Jahre im Zauberbann schmachten; und er hatte ihr doch Gutes gethan. Lange rang sie mit sich selbst. Da traten die Kobolde, die sich in ehrerbietiger Ferne gehalten hatten, herzu, und ermahnten sie zur Rückkehr. Noch einmal sah sie zum klaren Mondlicht empor, grüßte mit den Händen nach allen Seiten, dann ging sie gedankenlos zum Berge zurück; die Pforte sprang auf, sie ging hinein und schien sich nun erst lebendig begraben. Der Prinz erwartete sie, und als sie so traurig zurück kam, suchte er sie zu trösten; aber es war vergebens, sie verlangte nach ihrer Einsamkeit und der Prinz führte sie, ihr Muth einsprechend, zurück. Bald saß sie wieder allein hinter ihrem Mädchen und machte ihrem Herzen durch rinnende Thränen Luft. —

* * *

Die eifrige Arbeit der Kobolde am Spinnrade und der Besuch Margarethens im Bergschloße des Prinzen wiederholte sich fast alle Nacht, und Margarethe durfte so oft sie wollte außerhalb des Berges einige Stunden der Nacht zubringen. Der große Haufen Flachs war schon bedeutend zusammenschmolzen und dafür hing die Wand voll feinen Garns. Die Absicht der Königin, Margarethens Gesundheit und Schönheit zu untergraben, wurde nicht erreicht, denn sie war noch gesund und nur etwas bleicher geworden; allein die bleiche Farbe gab ihrem Gesichte gerade den Stempel vollendeter Schönheit.

Da kam eines Tages die Königin mit den drei Prinzessinnen in das Gewölbe und leise flüsternd sehen sie durch ein Loch nach Margarethen; sie wollten die Arme verhöhnen, denn sie glaubten, sie wäre nun schon häßlich. Als sie sie nun aber noch schöner erblickten, liefen sie so schnell sie konnten aus dem Gewölbe und schlossen sich mehrere Tage lang in ihre Gemächer ein. Dann ließ die Königin eine alte Here zu sich kommen und

verlangte für vieles Gold einen Trank, wonach die Schönheit verginge, und einen andern, nach dem die Schönheit sich vermehre. Die alte Here gab ihr zwei verschiedene Fläschchen, und that aber in beide einen Trank zum Häßlichwerden und betrog so die Königin. Als die Here fort war, rief die Königin ihre drei Töchter und gab jeder einen Theil von dem vermeintlichen Schönheitsstranke; den größten Theil behielt sie aber für sich; dann that sie in Margarethens Speisen den Inhalt des andern Fläschchens und freute sich schon im Voraus auf ihren Triumph. Nun setzte sie sich hin, nahm ihre polirte Stahlplatte in die Hand und sah jede Minute nach, ob sie noch nicht schöner geworden war. Plötzlich schrie sie laut auf, sie ließ vor Schreck die Stahlplatte fallen, denn sie sah, daß sie häßlich war, wie eine Gule; halb ohnmächtig sank sie auf ein Ruhebett. Da kamen auch die drei Prinzessinnen laut schreiend ins Zimmer der Königin und diese sah, daß auch jene häßlich waren wie Kröten. Da wußten sie nun ihres Jammers kein Ende, denn sie konnten sich vor Keinem mehr sehen lassen. —

Aber auch bei Margarethen hatte der Trank seine Wirkung gethan, denn auch sie war häßlich geworden. Der Schnee ihres Körpers war durch eine braungelbe Farbe verdrängt, die Augen lagen tief im Kopfe und dicke Falten zogen sich über Stirn und Wangen. Niemand hätte in ihr das engelschöne Mädchen wieder erkannt; sie selbst ahnte den Wechsel nicht, der mit ihr vorgegangen war; als aber der Prinz am Abend zu ihr kam, trat er erstaunt zurück, denn er sah die Verwandlung. Er ließ es ihr aber nicht merken, er war im Gegentheil weit freundlicher und aufmerksamer als früher gegen sie; er erkannte, daß die Veränderung nur die Wirkung einer bösen Zauberkrast war, und er sann auf Mittel und Rath, die Schönheit Margarethens zurück zu rufen. Er setzte seine Besuche fort, holte Margarethe in sein Schloß und seine Diener mußten ihre Arbeit mit immer mehr Eifer fortsetzen.

Inzwischen hatte die Königin im ganzen

Lande Boten ausgeschildt und alle berühmten Zauberer zu sich laden lassen, damit sie ihr die Schönheit wieder schaffen sollten. Es kam ein ganzes Heer Zauberer und Heren, die Mittel riethen; aber keines brachte das heiß Verlangte zurück. Dicht verschleiert ging sie und auch die Prinzessinnen umher und zuletzt wurden alle sterbend krank aus Gram über ihre Häßlichkeit. —

Da kam eines Tages, als schon Sommer und Herbst über ihre Klagen verschwunden waren, eine recht alte häßliche Here zur Königin; es war dieselbe, die den bösen Trank gebracht hatte, aber jetzt hatte sie sich durch Kleidung und Haltung unkenntlich gemacht. Sie wußte ein Mittel für die Königin, aber sie verlangte dafür sehr viel Gold; es wurde ihr gleich noch mehr gegeben, als sie begehrte, und da sagte sie zur Königin:

„Drüben im großen Tannen-Walde entspringt zwischen hohen Felsen eine silberklare Quelle, die hat die Kraft dir zu helfen; aber das Wasser muß in der Christnacht, zwischen zwölf und ein Uhr, geschöpft und von einer Waise geholt werden, die sechszehn Jahr alt, auf einen Sonntag geboren und sonst brav und gut ist; ferner darf sie in der Stunde, wo sie das Wasser holt, nicht einen Laut sprechen, noch einen Schrei von sich geben. Die erste die das Wasser ans Gesicht bringt, wird schön wie eine Göttin. — Mehr kann ich nicht sagen!“ —

Die Königin ließ die Here noch mit prächtigen Kleidern beschenken, dann ließ sie wieder Boten nach allen Richtungen des Landes senden, um die Waise zu suchen, die den Bedingungen entspreche. Aber die Boten kamen alle allein zurück; Waisen waren genug zu finden, doch sie waren entweder zu jung oder älter, und die das richtige Alter hatten, waren wieder nicht auf einen Sonntag geboren. — Da gab die Königin die Hoffnung auf, und sie verschloß sich in ihre Gemächer und ließ sich selbst nicht vor den Prinzessinnen sehen. Der Vorabend des Christfestes kam und noch immer fanden die Boten der Königin die ersehnte Waise nicht. Die Königin rang die

Hände vor Verzweiflung, denn noch ein Jahr, — vielleicht ihr Lebenslang — in Häßlichkeit zu sitzen, schien ihr unmöglich. Da dachte sie an Margarethe und sie erkannte das Unrecht, das sie an der Armen begangen; aber plötzlich jubelte sie auf und froh rief sie aus: „ich bin gerettet! Margarethe ist die Waise wie ich sie suche!“ —

* * *

Margarethe saß, gedankenvoll auf ihr Spinnrad gelehnt, und obgleich sie nicht bestimmt wußte, daß die Nacht das Christfest brachte, so hatte sie doch eine Ahnung im Herzen, daß das schöne Fest nahe war. Sie dachte an die Mutter, an ihre Kindheit, und ohne daß sie es wollte, schlich eine Thräne über ihre Wangen.

Der Flachs war bis auf einen kleinen Rest versponnen; es bedurfte nur noch einer Nacht der Hülfe von den Kobolden und es war geschehen, das Werk vor dem sie so sehr gezagt. Aber was sollte ferner aus ihrer Zukunft werden, das fragte sie sich. Doch sie verbannte alle Gedanken, und nur das Bild des Prinzen hatte Raum in ihrer Seele. In der letzten Nacht war sie wieder beim Prinzen im Schlosse gewesen, den Berg jedoch hatte sie lange nicht mehr verlassen. Der Prinz hatte ihr gesagt, daß ein mächtiger Herr den Eingang, der in den Berg führe, bewache; das war der Winter.

In kommender Nacht wollte der Prinz Margarethen das Mittel zu seiner Erlösung enthüllen, das sie denn bald zur Ausführung bringen sollte; der Tag war dem Mädchen nun sehr lang geworden und als der Abend heran kam, schlug ihr jede Faser vor innerer Unruhe. — Sie wollte den Prinzen auf jeden Fall befreien, wenn sie es konnte, denn er hatte ihr ja die Einsamkeit verüßt und die Last der Arbeit von ihren Schultern genommen. Als sie so dachte, hörte sie ein Geräusch; schnell sprang sie auf, sie glaubte der Prinz nahe und breitete die Arme aus ihn zu umfassen; da wick aber die Hauptthür des Gewölbes und die Königin trat dicht verschleiert

hinein. Margarethe schrak heftig zusammen; sie wußte sich den Besuch der Königin nicht zu erklären; diese aber umschlang sie liebevoll und zog sie mit sich fort, ohne auch nur einen Blick auf Margarethens Arbeit zu thun. In den Gemächern sprach sie zu Margarethen: „Liebes Kind, ich habe ein großes Unrecht an dir begangen, was mir sehr leid thut; aber ich will es wieder gut machen und ich bitte dich, daß du mir nicht zürnest! Sieh ich bin jetzt sehr unglücklich; ich leide an einer Krankheit, die mir den Tod bringt und nur du kannst mich erretten. — Ich will dich reich belohnen, wenn du mir die Hülfe gewährst!“

Margarethe konnte nicht zürnen; sie fiel der Königin zu Füßen und sprach unter Thränen; „o befehlen Sie, was ich thun soll! „Alles werde ich thun Sie zu erretten, wenn es in meinen schwachen Kräften liegt!““

Da war die Königin sehr froh und sie küßte Margarethe auf die Stirn und sprach: „ich wußte, daß du ein gutes, braves Kind bist; und nun höre her: diese Nacht, zwischen zwölf und ein Uhr, mußt du nach dem großen Tannenwalde; zwischen hohen Felsen entspringt ein reiner Quell aus der schöpft du Wasser in dieses Gefäß — sie reichte ihr eine kostbare Schaale — „und bringst es mir hierher; du wirst den Weg zur Quelle leicht finden, denn ich habe den ganzen Pfad dorthin mit schnee-weißen Sand bestreuen lassen, doch hüte dich, daß kein Schrei, kein Laut über deine Lippen kommt, ehe das Wasser klar und rein in meinen Händen ist!“ —

Margarethe versprach Alles pünktlich auszuführen, und sie war recht herzlich froh, daß sie der Königin einen so großen Dienst erweisen konnte, denn sie hoffte dadurch die Liebe derselben ganz wieder zu erlangen. Sie durfte nun auch zu den Prinzessinnen gehen und sie wunderte sich sehr, daß auch diese, wie die Königin, so dicht verschleiert waren. Jene sagten ihr, daß sie den Schleier aus Trauer über die Krankheit der königlichen Mutter trügen. Margarethe glaubte ihnen gern und der letzten Vergangenheit wurde von beiden Seiten nicht gedacht. — Da fiel

Margarethen aber der Prinz ein und daß er ihr in der Nacht die Entdeckung machen wollte, und eine tödtliche Angst erfüllte ihre Brust. Aber bald beruhigte sie sich selbst, sie nahm sich vor, gleich nach der Zurückkunft vom Walde in das Gewölbe zu eilen, wo sie den Prinzen noch zu finden hoffte. — Es war zwölf Uhr; Sie nahm ihr Gefäß und eilte auf dem vorgeschriebenen Wege dem Walde zu. Als sie im Freien war, als die Nachtlust ihr so kühl durch die Locken strich und der helle Mond tröstlich zu ihr hernieder sah, fühlte sie sich recht glücklich und fast hätte sie vor Lust aufgebelt, aber sie erinnerte sich des Verbots. Bald erreichte sie den Wald; als sie hinein trat kam ihr ein altes Weib entgegen, das um die Stunde der Nacht frug. Margarethe hatte schon den Mund geöffnet, da schimmerte ihr der Glanz der Schaale in die Augen und sie gedachte des Verbots; das Weib frug barsch zum zweiten Male, Margarethe legte den Finger auf den Mund, zeigte mit den Fingern die Stunde und ging rüstig weiter. Bald war sie vom dichtesten Walde ganz umschlossen und aus den alten himmelhohen Tannen, durch deren Zweige der volle Mond blickte, rauschte es ihr geheimnißvoll entgegen. Oft scheuchte sie noch einen Vogel auf, der ihr schwirrend ums Haupt flog, dann trat ihr Fuß auf eine Schlange oder Eidechse, aber sie legte die Hand aufs Herz, wenn es stärker pochte, und schritt weiter. Endlich kam sie zwischen die Felsen; da wurde es ihr doch etwas unheimlich. Die Bäume verschwanden dort nach und nach und nur einzelnes Buschwerk stand an den zackigen Rissen. Die Vorsprünge derselben, mit jenem Gebüsch, sahen aus wie verwachsene Gestalten. Zagend ging sie voran, aber bald erkannte sie ihren Irrthum; jetzt mußte sie etwas bergab gehen und auf einmal sah sie im Glanze des Mondes die Quelle. Aber ihr Fuß hastete am Boden, ihr Athem stockte in der Brust und das Auge starrte regungslos nach jener Richtung. — Rings um die Quelle sah sie die scheußlichsten Gestalten im wahnsinnigen Tanze sich drehen. Es waren häßliche Weiber mit kurzen struppigen

Haaren und bucklige Männer mit langen spitzen Hörnern auf dem Kopfe. Kreischende Eulen und Fledermäuse flatterten in großer Menge um die ungethümen Wesen. — Margarethe wollte schreien, wollte entfliehen aber der Gedanke an die Zukunft, an den Prinzen, an die Königin fuhren wie zuckende Blitze durch ihren Kopf und — sie schritt vorwärts. — Bald war sie nahe an der Quelle; die Gestalten standen stille und sahen sie grinsend an und streckten die dürren Hände mit den langen, scharfen Krallen nach ihr aus. Sie drückte die Augen zu, bog sich zur Quelle hernieder und tauchte die Schaale in das Wasser. Als sie sich empor richtete waren die Gestalten verschwunden und sie athmete freier und eilte so schnell sie konnte zurück. Bald stand sie vor der Thür der Königin; hier sah sie erst in die Schaale; aber vor Schreck ließ sie fast das Gefäß fallen, denn das Wasser war ganz trüb, und eine Menge kleiner, glänzender Käferchen wimmelte auf demselben. Sie schöpfte mit der Hand die Thierchen aus dem Wasser heraus und warf diese in eine Ecke an der Thür, aber wie sie eine Hand voll fortgeschöpft hatte, tauchten andere wieder aus dem Wasser in die Höhe. So konnte sie nicht zur Herrin gehen und sie entschloß sich kurz, goß das Wasser aus, und eilte zum Walde zurück. Sie glaubte Furcht hätte dem Wasser das angethan und sie nahm sich vor muthig Allem zu widerstehen. Als sie im Walde war, traten ihr zwei kleine Kinder weinend entgegen und frugen nach dem Wege ins nächste Dorf; das waren zwei verwandelte alte Hexen, die Margarethe versuchen wollten. Schon wollte sie den Kindern Trost sprechen, da fiel ihr wieder das Verbot ein und wieder zeigte sie mit der Hand und ging fort. Bald kam sie der Quelle nahe, aber willenlos mußte sie rasten, der Schrecken bannte sie an die Stelle; noch scheußlichere Gestalten tanzten dort herum, und sie machten so ein wildes Geschrei, daß es von den Felsen zurück schallte.

Ein Augenblick verging über Margarethens Entmuthigung, aber sie siegte; sie drängte sich, indem sie in Gedanken ein kurzes Gebet

sprach, durch die Ungeheuer und bog sich zur Quelle hernieder; dies Mal schloß sie auch nicht die Augen, sie sah genau daß die Gestalten verschwanden, als sie die Schaale ins Wasser tauchte. Ungehindert und schnell legte sie den Heimweg zurück; aber als sie vor dem Zimmer der Königin stand, erging es ihr, wie beim ersten Male. Sie schöpfte die Thierchen zwar alle ab, doch das Wasser blieb trüb, und so, der Verzweiflung nahe, goß sie das Wasser wieder aus und trat den Weg zum dritten Male an. —

Wie ein flüchtiges Wild eilte sie daher, denn sie wußte, daß die Stunde bald vorüber war und dann hatte das Wasser seine Zauberkrast verloren. Bald war sie wieder im dunklen Walde, und als sie hinein trat, wurde sie von zwei zottigen, schwarzen Hunden angefallen, die ihr laut heulend den rothen Rachen zeigten. Margarethe hatte aber in der Besorgniß, die Stunde zu verpassen, alle Furcht für sich verloren, deshalb floh sie keuchend weiter und die Hunde heulend hinter ihr her; der Schweiß fiel in schweren Tropfen von ihrer Stirne. Endlich kam sie der Quelle nahe, doch die Sinne vergingen ihr fast über das, was sie vor sich sah. Halb nackte Weiber, von Schlangen umstrickt, mit zischenden Nattern in den Händen, tanzten unter wildem Geschrei um ein bläuliches Feuer, aus dessen Flammen Gestalten kleiner, blutiger Kinder emporstiegen; riesige Männer, die Fackeln trugen, durchbrachen die Reihen der Weiber und schlugen die knisternden Fackeln auf die entblößten Schultern der Weiber, daß diese vor Schmerz laut aufheulten. Meerkatzen und Wölfe liefen um das Feuer, und Eulen und Fledermäuse flatterten in großer Menge umher. Zu jeder Seite der Quelle saß ein neunköpfiger Drache, die die Häufe lang ausreckten; sie spieen einen Strom von Feuer aus den weiten Rachen und peitschten sich den geschwollenen Bauch mit dem rollenden Schweife.

Margarethe kehrte verzagt um, aber ein besserer Gedanke ließ sie sich plötzlich wieder der Quelle zuwenden. Fuß vor Fuß ging sie voran, das Haupt und den ganzen Körper etwas gebückt; jetzt dachte sie an ihre Mutter

und auf einmal schlug sie ein Kreuz und hoch aufgerichtet ging sie zwischen die Ungeheuer der Gestalten, und durch die den Quell bewachenden Drachen hindurch und bog sich zum Wasser hernieder. Als sie die Schaale hinab senkte gab sie einen Ton von sich, als ob sie an etwas Hartes gestoßen sei, da sah Margarethe, daß der Quell gefroren war. Sie erhob sich, einen Stein zu suchen, mit dem sie das Eis zerschlagen wollte, aber nirgend war ein Stein zu sehen; sie mußte bis nach den Felsen laufen und die ganze Schaar der unholden Wesen folgte ihr. Sie sah, hörte und dachte nicht mehr, als sie zur Quelle zurück eilte und die Schaar ihr auch dahin wieder folgte. Als sie nun mit dem Steine den ersten Schlag auf die glatte Eisdecke that, erklang ein Ton, als ob eine silberne Glocke zerspränge; das Eis zerbrach in tausend Stücke, und die Gestalten alle waren verschwunden. Da kam ihr die Bestimmung zurück. Eine liebliche Musik, in nie gehörten Tönen durchwebte die Luft hoch über ihrem Haupte; es war als ob die Engel das „Ehre sei Gott in der Höhe“ zum erstenmale sängen. In Margarethens Brust zog süßer Friede; sie tauchte die Hand ins Wasser und schob die kleinen Eisstückchen zur Seite und nun schöpfte sie die Schaale voll, bis an den Rand, dann setzte sie dieselbe auf den Boden, trocknete die kalten Wassertropfen von ihrer Hand an der Schürze ab, und fuhr nun mit der nassen Stelle über das heiße Gesicht, um die Schweißperlen zu verschrecken. — Da fiel es ihr wie Schuppen von den Augen und eine wunderbare Verwandlung ging mit ihr vor; die Häßlichkeit verschwand, und schön, leuchtend, wie eine Göttin stand sie in der heiligen Nacht, gleich einer heiligen Jungfrau da. — An ihr hatte der Zauber sich bewährt, nach dem die Königin in Sehnsucht verging. Vom hellen Mondlicht umflossen sah sie ihr Bild im nun reinen Spiegel der Delle, und zum ersten Male in ihrem Leben sah sie, daß sie schön war; aber sie hatte nicht Zeit zu denken, noch flüchtiger als sie gekommen eilte sie nach Hause zurück. Die liebliche Musik strömte hinter ihr drein. —

Bald nachher als Margarethe von der Königin aus dem Gewölbe geholt worden war, kam der Prinz mit den Kobolden herein, um Margarethe nach dem Schlosse zu führen, wo er ihr die Enthüllung seines Zaubers sagen wollte. Er staunte sehr, als er die theure Retterin nicht fand und nach und nach wurde er sehr betrübt, weil er sich nun für immer verloren hielt. Er ließ die kleinen Arbeiter aber doch beginnen und sagte ihnen, daß sie um Mitternacht mit dem Werke fertig sein müßten und ging trostlos klagend in seinen Berg zurück; er ahnte nicht, daß seine Erlösung so nahe war. Durch den dreimaligen Gang nach der Quelle, und durch das Ueberwinden jeder Furcht hatte Margarethe auch zugleich den Bann gebrochen, der den Prinzen fesselte; und gerade in dem Augenblicke, als sie die Eisdecke auf dem Wasser zerschlug, war er befreit und stand mit einem glänzenden Gefolge außerhalb des Berges, und begrüßte unter Thränen der Wonne die Oberwelt in einem sanften Liede, welches als Engelsgruß in Margarethens Seele drang. Die Kobolde hatten auch in dem Augenblicke den letzten Rest des Flachs gesponnen und schlüpfen schnell in die Pforte; gleich darauf stürzte der Berg mit lautem Getraße zusammen, und begrub unter sich die unermesslichen Reichthümer. —

Die Königin harrete in höchster Aufregung der Zurückkunft Margarethens entgegen, und als sie endlich mit dem klaren Wasser ankam, schloß sie sie freudig in die Arme und nannte sie ihr liebes, gutes Kind. Vor Verlangen, wieder schön zu werden, wurde sie die wunderbare Schönheit Margarethens nicht gewahr, und diese entfernte sich schnell, um in das Gewölbe zu kommen, wo sie den Prinzen noch zu finden hoffte. Als sie aus dem Zimmer der Königin trat, fiel ihr ein heller Glanz ins Auge; sie sah hin und fand an der Stelle, wohin sie die kleinen Wasserkäferchen geworfen hatte, einen ganzen Haufen Gold und Edelsteine. Schnell raffte sie alles in ihre Schürze und eilte in das Gewölbe hinab. Ihre Ampel brannte ganz hell, der Flachs war verschwunden und das gesponnene Garn hing sauber auf-

gereiht da; aber das sahen ihre Augen nur flüchtig, sie suchten nur nach dem Prinzen. Sie spähetete nach der Pforte, die in sein Schloß führte, doch auch diese war nicht zu finden. Weinend setzte sie sich hin und harrete die ganze Nacht; trostlos zusammen gesunken traf sie der Morgen, der durch die große Pforte hinein drang. Da ging sie zur Königin, um ihr zu melden, daß sie mit ihrer Arbeit fertig wäre.

Die Königin und die drei Prinzessinen hatten sich die ganze Nacht mit dem Wasser gewaschen, doch es half ihnen nicht, sie blieben häßlich und mußten sich wieder mit den dichten Schleiern verhüllen. Als nun Margarethe eintrat, und sie ihre große Schönheit sahen, da fuhren sie alle vier auf sie los und überhäuften sie mit Schmähung und bitteren Scheltworten. Die Königin aber sagte: „Du häßliches Kind, du hast böse Geister zur Hülfe gehabt; jetzt laß sie dir helfen das Garn weben; Geh mir aus den Augen, lebenslang soll dich das Gewölbe verschließen!“ Margarethe wollte die Kniee der Königin flehend umfassen, aber die stieß sie fort und rief: „geh mir aus den Augen!“ Margarethe wandte zur Thür hinaus. —

In dem Augenblicke schmetterten viele Trompeten vor den Fenstern des königlichen Schlosses, und ein glänzender Zug, von vielen Rittern und Dienern, zu Ross und zu Fuß, mit fliegenden Fahnen und Laubgewinden, zog in die Straße und stellte sich vor dem Schlosse in Reihen auf. Voran ritt auf einem stolzen Rosse ein junger blühender Mann. Schnell sprang er vom Pferde, als er dem Schlosse gegenüber hielt und eben so schnell stürzte er ins Zimmer der Königin. „Wo ist die schöne Margarethe?“ sagte er; dann erst verneigte er sich vor der verhüllten Königin und vor den Prinzessinen. Margarethe hatte ihn erkannt und verlegen lispelte sie: „mein theurer Prinz!“ — der fiel vor ihr auf ein Knie, küßte ihre Hand und umschlang ihre Füße. In kurzen Worten erzählte er Margarethens seine Erlösung, dann setzte er ihr eine goldene Krone auf, hing ihr einen weiten Purpur-

mantel um, und führte sie hinaus. Die Königin und die Prinzessinnen wußten nicht was sie sahen.

Die Trompeten schmetterten, die Fahnen senkten sich und ein endloser Jubel erschallte, als der Prinz mit Margarethen an dem Portale des Schlosses erschien. Margarethe vertheilte hier erst noch das gefundene Gold und die Edelsteine an die Armen aus, dann hob sie der Prinz auf ein milchweißes Pferd und der prächtige Zug setzte sich in Bewegung. Der Prinz führte seine Retterin als Braut in sein schönes Land. Die Freude seiner alten Eltern war unaussprechlich, als sie den Sohn

wiedersahen, der ihnen eine so gute Tochter zuführte. —

Bald feierten sie die Hochzeit, und die Feierlichkeiten zu diesem Feste dauerten sechs Monde und das ganze Land durfte Theil daran nehmen.

Die Königin mit ihren Prinzessinnen blieben häßlich und nach einem Jahre waren sie aus Gram darüber gestorben. Bald wurde der Prinz in Stelle seines Vaters König, und Margarethe wurde die schönste Königin der Welt. —

L. Bund.

Der Felsen im Meere.

Einst stand ich am Strande des Meeres
Und dacht' an das menschliche Herz —
Das schwillt für Hohes und Hehres
Und freut sich in kindlichem Scherz. —

An seine unzähligen Falten
Und seine unendliche Kraft —
Da fühlt' ich das göttliche Walten
Das Menschen mit Herzen erschafft.

Ich sah in dem Spiele der Wellen
Das Alles verknüpfende Band,
Ich sah in der Wogen Zerschellen
Die Alles regierende Hand.

Ich merkte den Felsen im Meere
Von brandenden Wogen umringt:
Gehalten durch eigene Schwere
Zu stürzen ihm nimmer gelingt.

Da fühlt' ich — das ist wie im Leben
Ein göttlich begeistertes Herz —
Es trotzet dem weltlichen Streben
Es wankt nicht im Glück nicht im Schmerz.

Und immer die Wogen zerschellen
Und branden am Felsengestein —
Sie zürnen vergebens, die Wellen,
Sie stürzen den Felsen nicht ein!

Eugen Hermann.

Auf der westfälischen Haide.

Der Nordwind stöhnt, die Sonne wird bleich,
Der Haarauch fluthet im Haidenreich;
Es ist so trübe, es wird so kalt:
Nun gehet der Haidengeister Gewalt.

Die alten Weiden am dunklen Bach
Sie dehnen sich, weiten sich, schütteln sich wach;

Es irret der Kibitz im Nebelmeer
Er schreit und findet sein Nest nicht mehr.

O Mädchen, nun treib deine Kühe geschwind!
Der Haidemann suchet ein schönes Kind;
O schau dich nicht um, treib immer zu
Zur Linde, zum Kreuze, da hast du Ruh!

H. J. Wormstall.

Trost.

Wirf auf Gott dein bitteres Wehe,
Trau' auf ihn, du armes Kind,
Süßer Trost ist Gottes Nähe,
Wenn auch Menschen ferne sind.

Glaub', er weiß um deine Schmerzen,
Zählt die Thränen, die du weinst,
Und du liegst an Gottes Herzen,
Wenn du gar dich elend meinst.

W. Hofmann.

Vögleins Loos.

Wie gut hat's doch das Vögelein,
Ich möcht' es schier beneiden;
Es wohnt im dichten Buchenhain,
Es wohnt auf grünen Haiden.

Und kommt der junge Lenz ins Land
Mit Blumen angezogen,
Gleich kommt auch mit ihm Hand in Hand
Das Vögelein angefliegen.

Wie labt es sich an lauer Luft
Und schaukelt sich auf Bäumen!
Wie badet's sich im Maienduft
Und schwelgt in Aethersräumen!

Und wenn es sich dann müd' und matt
Mit andern um die Wette
Gesungen und geschwungen hat,
So geht es still zu Bette.

Da sitzt es dann auf grünem Ast
Im Laube still geborgen
Und träumt und schlummert süße Raft
Bis an den lichten Morgen.

Sobald der junge Tag es weckt
Mit seinem ersten Scheine
Ist ihm sein Tischlein schon gedeckt
Durch Felder, Flur und Haine.

Das Bächlein bietet ihm den Trank,
Das Feld reicht ihm die Speise;
Dann singt es seinem Schöpfer Dank
In mancher süßen Weise.

Und sucht es sich ein Weibchen aus,
So kennt es keine Sorgen;
Erbaut ist bald ein kleines Haus,
Worin sie still geborgen.

Auf grünem Zweige hoch und schwant
Erbau'n sie ihre Feste
Und tragen beide mit Gesang
Die Halmchen zu dem Neste.

Von ihrem lustgen Sommerhaus
Inmitten grüner Blätter
Da schau'n sie still vergnügt hinaus
Ins sommerliche Wetter.

So treiben sie's die Sommerzeit,
Bis daß mit Sturm und Wetter
Der Herbst erscheint und weit und breit
Mit Nebel gelbt die Blätter.

Dann singen sie: O Wald, Ade!
Du stiller, nebeltrüber!
Uns zieht ein heimathliches Weh
Zum fernen Süd hinüber.

„Da wartet unsrer Sonnenschein,
Und frühlingswarme Lüfte,
Und jauchzend tauchen wir uns ein
In würz'ge Blumendüfte.“

So schwingen sie sich über's Meer,
Gar weit geht ihre Reise.
Der gelbe Wald blickt hinterher
Und seufzet bang' und leise.

C. Gübner.

Die Fischerhütte.

Schnee bedeckt die öden Dünen,
Nächt'ge Stille rings umher:
Schweigend blüht der Sternenhimmel,
Leise schauernd rauscht das Meer.
Einsam nur ein Hüttchen stehet,
Doch des Feuers munt'rer Schein
Und der Schall von frohen Stimmen
Lädt zu stillem Lauschen ein.

Traulich bei des Heerdes Flammen
Liest der Hütte frommer Greis
Aus der heil'gen Schrift den Seinen,
Die er klug zu deuten weiß.

Und die fecken Buben klagen,
Daß die schöne Zeit so fern.
Jene Zeit, da arme Fischer
Lagen an der Brust des Herrn.

Freundlich schließt das Buch der Alte,
Lösch't die letzten Brände aus.
Leichter Schlaf mit goldnen Träumen
Sinkt auf's nied're Fischerhaus.
Leise schauernd rauscht die Woge,
Friedlich blüht der Sterne Pracht;
Tiefe Ruh; auf Meer und Dünen
Eine klare Winternacht.

W. Hofmann.

Rothkehlchen.

Festlich trug man sie zu Grabe,
Beide starben bang und schwer,
Denn ein wunderschöner Knabe
Und ein Mädchen weinten sehr.

Nächtlich mit den Waisen ritten
Fremde, wilde Männer fort;
Kamen tief in Waldesmitten,
Liefen Beide einsam dort.

Lange ohne Trank und Speise
Liefen sie im Wald umher;
Und der Knabe schluchzte leise
Und das Mädchen weinte sehr.

Vöglein haben leis gesungen;
Und beim nächsten Morgenroth
Lagen, Arm in Arm geschlungen.
Brüderlein und Schwester todt.

Vöglein, klein und roth von Brüsten,
Haben Laub und Moos gepflückt,
Sie bedeckt, als ob sie wüßten,
Wie es sich für Todte schickt.

Noch ein leises Lied gesungen,
Traurig dann sich angesehen,
Fort sich aus dem Wald geschwungen,
Wo so großes Leid geschahn.

W. Hofmann.

Der Gang auf den Kirchhof.

Un der Mutter Hand auf den Kirchhof ging
Das Mädchen mit frischen Wangen,
Manch welken Kranz, der am Grabstein hing
Sah sie — und die Glocken klangen. —

Man scharret einen neuen Todten ein,
Es war ein Bettler — und Keiner
Folgt' hinter dem schwarzen, düstern Schrein
Und Niemand dachte seiner.

Sie schaute dem Todten auch nicht nach —
Las Sprüche auf Marmorsteinen,
Wo Blüten lachten dem Frühlingstag
Da mag man — da kann man nicht weinen!

Der Abend kam und noch wollte sie
Von den Blumen des Friedhofs nicht scheiden,
Da rauschte es düster und haucht es — flieh!
Herab von den Trauerweiden.

Und ihr Fuß ist gebannt und die Wange bleicht,
Sie bebt und sie zittert — will fliehen —
Doch Schatten auf Schatten um sie schleicht —
Es will sie hinunter ziehen.

Ach Gott — eine schwarze Gestalt — jetzt steht
Sie da — und die Kreuze — die Gräber —
„Ich bitte euch um ein still Gebet!“
„Wer seid ihr?“ — „Der Todtengräber!“

Sie schöpft Athem — der Blumenduft
Die Frische der Nacht sie durchwehten —
Dort kniete sie hin auf des Armen Gruft
Und weinte — und lernte beten!

Und mit ihr betet — der alte Mann:
„Gott gebe ihr seinen Frieden!
Sei's lang — sei's kurz — ich seh's ihr an:
Die Stelle hier ist ihr beschieden!“

Eugen Hermann.

Des Vaters Tod.

Im Arme der Mutter das Knäblein lacht.
Am Bette des Vaters die Mutter wacht.

„Sag Mütterlein, geh'n wir nicht auch zur Ruh
„Ich bin so müde — was weineft du?“

„Mein Knabe sei ruhig — mein Kind sei gut —
Dein Vater schlummert — dein Vater ruht!“

„Lieb Mutter, wir wollen auch schlafen geh'n —
„Mein Kind, ich muß nach dem Vater seh'n.“

Der Knabe sich schmiegt an der Mutter Brust,
Hat nichts von dem Schmerze der Mutter
gewußt.

Doch sie ihm so seltsam traurig scheint
Er weiß nicht warum — doch er bitterlich weint.

Sie drückt ihn fester und fester ans Herz
Der Knabe hört's klopfende Mutterherz.

Die Mutter in's Auge des Vaters schaut —
Und sinket zusammen und weinet laut.

Der Knabe streichelt ihr traurig Gesicht:
„Lieb Mutter, lieb Mutter — o weine nicht!“ —

Und der Vater lächelt und geht zur Ruh
Und schließt für immer die Augen zu.

Eugen Hermann.

Das Kind des Farmers.

Ich armes, deutsches Kind, nun sitz ich hier!
Mein Vater ist zur weiten Stadt gefahren;
Muß Wache halten vor des Hauses Thür,
Die bunten Vögel von dem Garten wahren.

Die schönen Vögel! Ach sie sind so stumm,
So still wie ich, sie leiden auch am Herzen;
Es ist so heiß und öde rings herum —
Könnt ich nur weinen noch in meinen Schmerzen.

Dort bei der Gartenwand, am Rosenstrauch
Da haben unsre Mutter wir begraben;
Ach sie erlebt' es nicht, sie sagt es auch,
Als wir das Schiffergeld dem Mäkler gaben:

Hoch auf dem Wagen saß ich ihr im Schooß,
Als wir des Morgens aus dem Dorfe zogen;
Starr sah sie immer nach dem Dach voll Moos,
Um welches die verlassnen Tauben flogen.

Wir kamen auf die weiten Straßen all',
Wir stiegen in das Schiff, die Mutter weinte
Wir landeten im bunten Menschenschwall
Wir zogen auf die Farm, — die Mutter weinte.

Und nie mehr fröhlich ward sie auf der Farm,
Und immer traurig in dem Stadtgewimmel;
Bis daß das Herz ihr brach in seinem Harn —
Ach Mutter, wär ich bei dir in dem Himmel!

H. J. Wormstall.

Der junge Hirt.

Wie schön ist's doch ein Hirt zu sein!
Das sechste Lamm gehöret mein;
Das zwölfte Schaaf bringt Wolle mir.
Sieh liebe Schwester, sieh nur hier,
Dies Lämmchen hat die Oster-Nacht
Als Frühlingsgabe mir gebracht.
Ich schenk es dir; da, zieh es auf!
Bald folgt es dir im flinken Lauf.

Ich bin den Lämmchen herzlich gut!
Die schwachen nehm' ich stets in Huth;
Ich trage sie auf meinem Arm
Und führ' sie in die Sonne warm.
Doch wo das Gras am grünsten sprießt,
Und wo das Bächlein silbern fließt,
Da leit' die Heerde ich vorbei
Und spiele lustig die Schalmei.

Wenn tief im Schläse liegt die Welt,
Dann wach' ich bei der Heerd' im Feld.
Da ist die Flur so still, so weit;
Und zu mir tritt die Zauber-Maid,
Die meine Lämmchen wäscht und zählt
Und singend ihre Haare strählt;
Die tief mir in die Augen schaut,
Daß mirs im Herzen wonnig graut.

Doch wenn der junge Tag erscheint,
Wenn Gras und Blume zitternd weint:
Wenn Alles bebt im Sonnenstrahl,
Und Glocken schallen aus dem Thal,
Wenn Vögel schwirren durch die Luft,
Zum Himmel steigt der süße Duft;
Dann muß ich stets vor Wonne schreien:
Wie schön ist's doch ein Hirt zu sein!

Ludwig Bund.

St. Thomas.

St. Thomas kam gen India,
Des Königs Boten fand er da:
Erbauen wollte der ein Haus
Und sandte seine Diener aus,
Ob sie im Abendreiche fänden
Die Meister, die zu bau'n verständen
Nach röm'scher Art und Griechenlands,
Daß schön und dauernd wär' der Glanz.

St. Thomas sprach: „Ihr Boten kehrt,
Denn euer Wunsch ist schon gewährt,
Nicht bessern Meister findet ihr,
Als ihr gefunden habt in mir,
Ich weiß den Bau so fest zu gründen,
So stark der Kuppel Dach zu ründen,
Daß es wohl ewig währen mag
Und nicht zerfällt am jüngsten Tag.“

Zum König führen sie den Mann,
Dem rühmt er, wie er bauen kann.
Da gibt der König auf sein Wort
Ihm Geld und Silbers reichen Hort;

Und spricht zu ihm: Ich muß nun fahren;
Doch kehre ich heim nach zweien Jahren,
Find' ich den Bau dann fertig stehn,
Soll reicher Lohn dir nicht entgehn.“

Der König fuhr auf seine Fahrt;
St. Thomas baut nach seiner Art:
Er gibt das Gold und Silber hin
Den Armen zu des Herrn Gewinn;
Dann eilt er sie zu unterweisen,
Mit süßer Lehre Kost zu speisen,
Predigt den Völkern um und um
Sein göttlich Evangelium.

Der König, als er wiederkam
Und des Apostels Thun vernahm,
Wie er das Haus nicht hab' erbaut
Und nicht begonnen nur, da graut
Ihm vor dem Lügner, läßt ihn greifen
Und in den tiefsten Kerker schleifen,
Auf Qualen sinnend; groß genug
Schien keine für so argen Trug.

Nun lag des Königs Bruder krank,
Der sah, als er in Schlummer sank
Im Geist verückt zu Himmelshöhn,
Ein Haus von Gold und Silber schön,
Und frug: „Wem ist's?“ — da ward ihm Kunde
Gemeldet aus der Engel Munde:
„Für deinen Bruder hat's gebaut
St. Thomas, dem er doch nicht traut.“

Da nun zurück sein Geist sich fand
Zur Erde von des Himmels Land,
Da sprang er auf gesund und heil
Und lief zum Bruder hin in Eil
Und sprach: „Das dir St. Thomas baute,
Das Haus, das ich im Himmel schaute,
Wenn du's verschmäht, so laß es mir;
All meine Habe biet ich dir.“

Der König hört erstaunt das Wort,
Nimmt aus der Haft den Mann sofort
Und spricht: „den du erbaut mir hast,
Laß mich ihn schauen, den Palast;

Ich wähnte mich von dir betrogen,
Verzeih', ich bin dir nun gewogen:
Mein Bruder selber rühmt das Haus
Als schön und prächtig überaus.“

Da spricht der Heil'ge: „Bald zerfällt
Was man erbaut auf dieser Welt;
Ich baute dir, wie du begehrt,
Ein Haus, das unvergänglich währet.
Den Blinden gab ich und den Lahmen
Das reiche Gut in deinem Namen;
„„Was ihr die Armen laßt empfangen,““
Spricht Gott, „„das habt ihr mir gethan.““

„So ist dir wohlverwandt der Schatz:
Dir prangt das Haus an einem Platz,
Wo es nicht Blut noch Flut verfehrt,
Der Wurm nicht an den Balken zehrt.
Und trägst du es, zu schau'n, Verlangen,
Die Taufe laß ich dich empfangen,
Du siehst es vor dir steh'n im Geist,
Wenn Glaube nur dich unterweist.

Carl Simrock.

Bischof Otto und der Fischer.

Einst trat zu Bamberg's Bischof ein Mann
mit frohem Muth:
Schaut, Herr, den Fisch, den prächt'gen! So
weit des Mainstroms Flut,
Hat nie in meinem Rege getobt solch mächtig
Thier —
Rehmt's, Herr, für Eure Tafel als Seltenheit
und Zier!

„Dank wohlgemeinter Gabe! Mir ziemt nicht
solcher Prunk,
Das Brod ist meine Speise, das Wasser ist
mein Trunk.
Giebst du den Fisch den Armen, gewinnst du
bessern Lohn:
Gieb ihn den Armen Christi — Gott segne
dich, mein Sohn!“

Alex. Kaufmann.

Die Jagd im Schwarzwald.

Der Kaiser Rudolf von Habsburg spricht:
Jetzt laßt uns lustig reiten,
Raubritter-Frechheit brach mein Gericht
Und Bürgerzwistigkeiten!
Die Wunden soll heilen die Gotteswelt,
Die mir das Leben geschlagen!
Frisch auf in des Waldes grüngoldiges Zelt,
Frisch auf zum fröhlichen Jagen!

Da zog er mit seinem hellen Geleit,
Tief in des Schwarzwalds Gründe,
Die Waldluft klang auf den Höhen weit
Und durch die schaurigen Schlünde.
Sie folgten dem Eber durch Sumpf und Dorn,
Dem Hirsch unter hohen Wipfeln,
Und jauchzend klang das Jägerhorn
Von tannenumdunkelten Gipfeln.

Der Kaiser reitet verloren allein,
Ihm will die Jagd nicht frommen,
Im Vaterlande die Wuth der Partei'n
Macht ihm das Herz bekommen.

Die zerriffene Heimath füllt ihn mit Schmerz
Und der Selbstsucht schnödes Getriebe;
Er will erleichtern das schwere Herz
Und suchen die alte Liebe.

Die alte Liebe suchet er auf
Im stillen Waldesfrieden,
So folgt er der Bäche rieselndem Lauf,
Von seinem Gefolge geschieden.

Wie freut ihn das Grün im Sonnenschein,
Der Blumen süße Düste,
Der Vögel Lied, der Spechte Schrei'n,
Das frische Spiel der Lüfte!

Hoch steht die Sonne, der Jagdlärm schweigt,
Er ist verirrt im Walde. —
Wo soll er hin? — doch steh, da steigt
Ein dunkler Rauch an der Halde.

Dort steht der Köhler mit seinem Kind,
Er sieht ihn die Gluthen schüren.
Der Kaiser spricht: Laß mich geschwind
Vom Buben nach Baden führen!

Der Alte nickt, und Rudolf nimmt
Den Jungen mit sich zu Rosse,
Und wie er auf- und abwärts klimmt,
Schwagt lustig der kleine Genosse.

Ihr seid, so spricht er, wohl im Geleit
Von Kaiser Habsburg, dem Helden?
Das ist ein Mann! hei, weit und breit
Weiß man von ihm zu melden!

Er hat gerettet das deutsche Reich,
Er kann so reden wie fechten,
Er lohnt die Redlichen allwärts gleich,
Mit Strenge straft er die Schlechten.

Er zieht nicht den Hohen dem Niedern vor,
Ihm gelten nur die Guten,
Daß man den Grafen zum Kaiser erfor
Macht Bürger und Bauer ermuthen.

Der Kaiser lächelt, es bittet das Kind:
Jetzt thut mir einen Gefallen,
Und wenn wir bei den Herren sind,
Zeigt mir den Kaiser vor allen.

Den Kaiser, den Kaiser muß ich schau'n,
Den Ketter der deutschen Gelände!
Gott steh' ihm bei in seinen Gau'n
Mit Segen sonder Ende!

Und Rudolf denkt: Wie fühl ich mich reich,
Daß so die Völker mich segnen!
Und freundlich spricht er: du kennst ihn gleich,
Sobald wir ihm begegnen.

Die Ritter ziehn den Hut im Verein,
Sehn sie den Kaiser erscheinen,
Es bleibt sein Haupt bedeckt allein,
Er grüßt mit der Hand die Seinen.

So reden sie, da endet der Wald,
Sie reiten ein zu Baden,
Die Herren kommen, Must' erschallt,
Sie jauchzen auf allen Pfaden.

Und Jeder zieht den Federhut,
Der Kaiser bleibt bedeckt,
Er grüßte rings mit dem frohen Muth
Den ihm der Ritt erwecket.

Er schwang sich vom Rosß, und scherzend hub
Herab er den rüßigen Jungen,
Und fragte: Verkünde, ist's dir, mein Bub,
Den Kaiser zu sehen gelungen?

Der Knabe schaut so hell und rein
Und bricht sein staunendes Schweigen:
Ihr oder ich muß Kaiser sein,
Und thäten sie all sich neigen!

Da lachten die Ritter in frohem Ton
Des frischen offenen Knaben,
Und Rudolf ruft: das sei dein Lohn:
Dich will ich zum Knappen haben.

Du wirst mir ein guter Rittermann
Mit graden und wahren Sinnen!
Das Beste, was je ein Fürst gewann,
Ist freie Herzen gewinnen!

W. Müller von Königswinter.

Der Frevler.

„Und wenn's Euch nimmer bei uns gefällt,
So geht und bittelt Euch durch die Welt!
Die Welt ist groß, mein Haus ist klein,
Ich kann Euch fürder kein Obdach verleihn!“

Er sprach's zum Weibe, das ihn gebar,
Er sprach's zur Mutter mit greisem Haar,
Die schnürt zusammen ihr kleines Gut
Und flieht mit Zittern des Sohnes Wuth.

Wo soll sie hin? — An des Waldes Rand
Ein kleines Kirchlein offen stand,
Da wirft sie sich nieder vor Gottes Thron
Und fleht um Gnade für ihren Sohn.

Und ein Ungewitter zieht sich herauf.
Der Donner rollt überm Bergesknauf,
Und Blitz um Blitz schießt die Wolke aus, —
Es fähret ein Strahl in des Frevlers Haus.

Da dröhnen die Balken, da wanket das Dach,
Da stürzen die Wände den Balken nach,
Die Flamme ragt in die Nacht hinein
Und röthet den Himmel mit blut'gem Schein.

Und über die Stätte geht der Wind,
Wo der Frevler versank mit Weib und Kind,
Dieweil das Mütterlein selig ruht
Im kleinen Kirchlein, in Gottes Hut.

Fr. Otte.

Breneli's Gärtli.

So weit die Berge ragen, so weit das Alp-
horn klingt,
So weit im frohen Reigen der Hirt die
Sennin schwingt,
War keine Trift so üppig wie die wo, schneebedeckt,
Der Glärnisch seinen Scheitel hoch in die
Wolken reckt.

Wo über Gletscherriesen der rege Geier wallt
Und statt dem Hirtenliede Lawinendonner schallt,
Da prangten reiche Bäume, da glänzte goldne
Saat,
Bergröslein und Ranunkel umblühten jeden
Pfad.

Einst wohnt in diesem Eden mit Breneli,
seiner Frau,
Leuthold, der stämm'ge Senne, der reichste
Mann im Gau,
Der nennt die schönsten Heerden, die besten
Matten fein,
Es schaut gleich einem Schöpfchen sein schmuckes
Haus thalein.

Die Felder und die Matten gediehen wunderbar.
Den Segen zehnfach mehrend entschwanden
Jahr' um Jahr',

Drum nennt man Brenelis Gärtli, daheim
und allenthalb,
Die blumenreiche Höhe, die schöne Glarneralp.
Da schwanden Gottvertrauen und Demuth
allzumal:
Stolz ward der Senn, hoffärtig sein blühen-
des Gemahl.
Im Ueberfluß der Güter vergaßen sie der Hand,
Die ihnen solche Fülle des Segens zugewandt.
Mit ihrem Glück zu prunken, belegten sie die
Hallen,
Anstatt mit Pflastersteinen, mit blanken Butter-
ballen,
Aus Honigwaben bauten sie lachend Trepp'
und Schwelle,
Jedwede Kuh am Halse trug eine goldne Schelle.
Es frist aus Marmorrippen die blanke
Rinderheerde,
Auf Waizengarben liegen im Stall die trägen
Pferde,
Der Dünger selbst der fette, er wird mit Milch
begossen
Und aus krystallinen Brunnen kommt goldner
Wein gestossen.

Da stand einst auf der Schwelle ein Mann
im Bettlerkleid,
Der Senn weist ihn von dannen mit trotzigem
Bescheid.
Der Alte fleht: „Mein Leuthold! Nimm auf
den armen Gast,
Es steht vor dir der Vater, den du verstoßen hast.
Mich trieb's vor meinem Ende noch Einmal
dir entgegen,
Verzeihend meine Hände dir auf das Haupt
zu legen!
Laß' einen Trunk mir reichen, eh' ich ver-
schmachten muß
Und gönne mir ein Bröcklein von deinem
Ueberfluß.“

Da schreit der stolze Leuthold, daß fern es
wiederhallt:
„Hinweg, es ist die Sennte kein Bettler-
aufenthalt!“
Es schreit das freche Breneli: „Und wenn er
Hunger hat,
So freß er dort im Hofe sich aus dem
Schweintrog satt!“

Und als der Greis mit Zittern das schnöde
Wort vernommen,
Da hat er aus der Ecke den Wanderstab
genommen
Und draußen auf der Alme reckt er die
Hände aus:
Er flucht dem Sohn, der Tochter, er flucht
dem ganzen Haus.

Das hat den Berg erschüttert. Geborsten,
mit Gefrach,
Stürzt auf die blühenden Tristen ein Fels
dem andern nach,
Und von dem höchsten Kulme tost donnernd
die Lawin':
Bergröslein und Ranunkel und Alles ist dahin!
Es weiß kein Mensch zu sagen, wo einst die
Sennte stand,
Das Genslein selbst mit Zagen flieht diese
Felsenwand;
Rings lauter Schneegefilde, von Gletschern
überbaut:
Es ist ein traurig Gärtlein, das dir entgegen
schaut.

Fr. Otte.

Der Bauberring.

Es lebte einmal vor langen langen Jahren
an einer belebten Heerstraße in den Nieder-
landen der Wirth einer kleinen Schenke. Fuhr-
leute und Wanderer kehrten bei ihm ein und
so hatte Hanswirth, wenn auch nicht immer
eine gewählte, doch eine sehr abwechslungsde
Gesellschaft und fand nicht nur sein genügendes
Auskommen, sondern auch Unterhaltung.

Reisende Handwerksleute, die durch man-
cherlei Städte gekommen, Kärner und Fracht-
führer erzählten Wahres und Unwahres von
der durchwanderten Welt und manchmal geschah
es auch wohl, daß Seeleute, die von einer
unfernen Hafenstadt kommend, durchs Innland
wanderten, bei ihm einsprachen und dann den
wundersüchtigen Zuhörern, unter denen unser
Hans kein unaufmerksamer war, von ihren
Abentheuern weit über dem Meer, in fremden
und fabelhaften Ländern erzählten.

So kam es denn wohl, daß Hans, ob-
gleich er sich im Ganzen zufrieden und glücklich
fand, manchmal dachte, wenn du doch auch
solche Wunder anschauen könntest, wenn du
auch solche Genüsse theilen und solche Reich-
thümer besitzen könntest, wie Jene sie gesehen,
genossen und besessen haben.

Eines Abends im Spätherbst, wo der Wind
Staub und Blätter über die verlassene Straße
hinwühlte und die erste Kälte alle Menschen,
die nicht durchaus im Freien bleiben mußten,
in die Häuser trieb, kam noch ein verspäteter
Reisender. Es war ein alter, hagerer Mann
von verwildertem Aussehen, ärmlich und krank,
unstätten und unheimlichen Blickes, der mit
gebrochener Stimme nur ein Nachtlager forderte.
Am nächsten Morgen, da der sonderbare Gast
sich nicht sehen ließ, ging Hanswirth in seine
Kammer hinauf und fand seinen Gast krank,

ja sterbend. Hört, Herr Wirth, sagte er ihm, als er nach langer Anstrengung sich endlich verständlich machen konnte, hört Herr Wirth, ich sterbe; gönnt mir hier die kurze Frist, die ich noch zu leben habe, die Ruhe in eurem Hause. Geld kann ich Euch zwar keines geben, aber ich habe hier einen Ring, wenn ich sterbe soll er Euer sein. Glaubt nicht, weil dieser Ring nur von Kupfer und unscheinbar ist, daß er ohne Werth sei; er hat die Eigenschaft, daß wer ihn besitzt, sich zu jeder Zeit in einen andern Zustand versetzen kann, als in welchem er sich eben befindet, er hat nur zu wünschen und den Ring herumzudrehen, so ist sein Wunsch erfüllt. Glaubt mir aber, macht, wenn der Ring euer ist, lieber keinen Gebrauch davon, ich habe es versucht und bin aus einem Unglück ins andere gerathen.

Hanswirth dachte in seinem Sinn, das ist ein wenig einträglicher Gast, denn an die Geschichte vom Ring glaubte er so eigentlich nicht, aber er ließ den Kranken verpflegen und sorgte für ihn und wirklich war der Gast am dritten Morgen todt. Hans steckte den Ring an, ohne viel dabei zu denken, denn er wünschte so bald wie möglich seinen verstorbenen Gast begraben zu sehen. So wurde denn der Fremde bestattet und bald hatte Hans die ganze Geschichte beinahe vergessen.

Einige Zeit war vorübergegangen, als eines Abends im Frühling einige Reiter vor Hansens Thür anhielten. Es waren Quartiermacher eines vornehmen Herrn, die nur einen Trunk für sich und Heu für ihre Pferde verlangten, weil sie noch weiter reiten mußten, um im nächsten Ort für ihren Herren Nachtquartier zu bereiten. Auf Hansens natürliche Frage, ob denn der Herr nicht ebensowohl bei ihm übernachten könnte, höhnten die Reiter ihn, ob er närrisch sei, zu glauben, daß ein solcher Herr in solcher Kneipe absteigen würde, wie die seine. Damit ritten sie fort und vielleicht zum ersten Mal fühlte Hans eine Unzufriedenheit mit seinem Stand, über welchen er eigentlich bisher nicht nachgedacht hatte. Ei, dachte Hans, also ist mein Haus eine geringe Kneipe, die nur für Landstreicher und

Fuhrleute und allenfalls für Reiter genügt. Wäre ich nun Wirth von einem großen stolzen Hof mit Scheunen und Ställen und mit einem stattlichen Haus, welches schon von ferne den Reisenden in die Augen leuchtete; ja freilich, dann würden Herrn und Cavaliere bei mir einkehren, statt wie jetzt mit Verachtung vorüber zu fahren. Ja, ja, das wäre noch so eine Sache die mir gefiele, das wäre schon nach meinem Wunsch. Wie er so diesen Gedanken nachhing und ihn für sich ausmalte rieb sich Hans im Gedanken an alle den Glanz und Wohlstand, den er sich ausmalte, ganz vergnügt die Hände, als besäße er das alles schon und — ob er nun dabei den Ring gedreht — genug er fand sich wie im Traum in ganz fremder Gegend vor einem großen wohlhabigen Haus, mit Höfen und Scheunen umgeben. Ueber der Thür schwanke ein schönes glänzendes Schild mit einem goldenen Engel, der in himmelblauem Felde über einer Reihe von Flaschen und Krügen und Gläsern hinschwebte, anzeigend, daß dies das Wirthshaus zum goldenen Engel sei. Wagen und Pferde, Diener und Stallknechte drängten sich an der Thür; Kellner kamen heraus und forderten Hansens Befehle, denn er war ja der Wirth zum goldenen Engel.

Das schien unserm Hans denn doch etwas erstaunlich, aber er hatte gar keine Zeit sich zu wundern, so viele Anfragen hatte er zu beantworten, so viele Befehle zu geben. Alles aber ging, als müsse es so sein und nur drei Tage vorbei, so dachte Hans kaum mehr, daß er je etwas Anderes als der Wirth zum goldenen Engel gewesen sei, und über einige Wochen war er in seinen neuen Zustand so eingewohnt, daß er die ganze Wandlung vergessen hatte.

Einige Zeit war vergangen; da erzählten alle einkehrenden Reisenden von Krieg und Truppenmärschen. Vornehmere Gäste als sonst und zahlreichere kehrten ein und oft hörte Hans, wenn er solchen Gästen bei Tafel vorschritt, von schrecklichen Schlachten und fürchterlichen Kriegsbegebenheiten erzählen, welche kürzlich in weiterer oder geringerer Ferne vorgefallen seien. Bald sollte Hans aber nicht

nur vom Krieg hören. Soldaten zogen die Straße vorbei und manchmal auch kehrten sie ein und waren unliebsame Gäste. Mit Frechheit wurde Wein und Bier und was die Küche vermochte verlangt und nicht immer bezahlt und häufig fütterte Hans in seinen Ställen die Pferde der Reiter umsonst, ja bekam noch Grobheiten statt der Bezahlung. Doch aber ging es noch leidlich, denn die Truppen waren befreundete Soldaten, die zur Grenze gingen um das Land zu verteidigen.

Da aber verbreitete sich das Gerücht, der Feind sei über die Grenze gegangen. Freilich, sagte man, werde er bald zurückgetrieben werden und bei der ersten Schlacht werde er vernichtet sein. Es schien aber anders zu kommen; waren bisher die Truppen, die immer zahlreicher kamen, alle nach einer Seite gezogen, so kamen sie jetzt von der anderen Seite und in ganz anderem Zustande. Mit abgetragenen Kleidern und zerrissenen Schuhen, die Rüstungen rostig und fleckig und statt der lustig flatternden Fahnen hingen nur Fesseln an den Stangen. Auch zogen sie meistens eilig vorbei; die aber, die sich aufhielten, waren noch ungestümer wie sonst in ihren Forderungen, nahmen gewaltsam was ihnen nicht gleich gereicht ward, prügelten und mißhandelten die Diener des Hauses, und ein noch wilderer und zerlumpterer Trupp nahm sogar einige Pferde, die gerade im Stalle waren, mit fort. Hans war in Verzweiflung, aber es sollte noch schlimmer kommen. Nach einigen Tagen größerer Ruhe kamen flüchtende Bauern, mit Weibern und Kindern, erst einzelne, dann mehr und mehrere und flehten um Hülfe, einzelne flüchtende Soldaten waren darunter gemischt. Der Feind sei nicht weit, hieß es, eine Schlacht sei geschlagen und die feindlichen Reiter, die zersprengten verfolgend, hauseten schrecklich im Lande umher. Immer häufiger kamen die Flüchtlinge, endlich nur noch Soldaten, theils ohne Waffen, Reiter ohne Pferde, Fußknechte beritten, Karren und Wagen in wilder Flucht. Bald hörte man Kanonendonner fern, dann näher, und es entspann sich in nächster Nähe ein Gefecht. Mit Zagen sah unser Hans

vom Fenster des Söllers, wie Truppe auf Truppe erschien, näher und näher kamen die feindlichen Fahnen und mehr und mehr verschwanden die befreundeten Krieger.

Die Mägde und Kellner waren fast alle entflohen, um sich in Sicherheit zu bringen und nur der Wirth und ein oder zwei Knechte waren im Haus zurück geblieben. Jetzt kam ein Haufe Schützen eiligst heran gedrängt vom Feind; ein Theil versteckte sich in Hansens Hof und Haus, versperrten die Thüren und schossen zu den Fenstern hinaus. Bald krachten Kanonenschüsse und tausend und schmetternd schlugen die Kugeln durch Dächer und Mauern in Hansens liebe, so sorgfältig gepflegte Räume. Plötzlich fiel eine Feuerkugel in die Scheune und sofort züngelte die Flamme durchs Dach. Aber Hans hatte nicht Zeit seine brennende Grönde zu betrauern; heranstürmte mit lautem Geschrei ein Haufe Dragoner und umschwärmte seinen Hof. Ein Theil saß ab und sprengte das Thor, andere stiegen in die Fenster, wer von den Schützen im Haus nicht noch zeitig durch die Hinterthür und über den Steeg des Grabens kam, wurde ohne Gnade niedergemacht. Die feindlichen Reiter durchstöberten das Haus und nahmen was ihnen irgend wohlgefiel. Hans hatte sich verborgen, was konnte er thun! Endlich ward es stille und Hans wagte sich aus seinem Versteck hervor, um einen trostlosen Anblick zu sehen; in vielen Zimmern lagen Leichname im Blut, Kasten und Schränke waren erbrochen, ausgeleert die Geldkiste, fort das Silbergeschirr, zerbrochen die Möbel und von der Scheune brannte nur noch das Innere, über welchem das Dach hereingestürzt war. Aber es ward unserm Hans nur kurze Ruhe gelassen, denn schon erschien ein neuer Trupp von Feinden und diesmal hatte Hans nicht Zeit sich zu verbergen. Gepackt wurde er, gestoßen und geschlagen und von allen Seiten in fremder Sprache angebrüllt. Endlich begriff der geplagte Wirth, daß diese bösen Gäste Wein verlangten und führte sie in seiner Todesangst selbst in den Keller, wo sie alsbald über die langbewahrten Fässer herfielen.

Mit Schrecken mußte er zusehen wie die

Soldaten, um schneller zu dem Inhalt zu gelangen, den Fässern den Boden einschlugen und zehnmal mehr verschütteten, wie sie tranken. Wilder Jubel erhob sich, lauter lustiger Gesang, bis endlich über die Heiterkeit dieser wilden Gefellen der arme Hans fast sein Leid vergessen hätte. Draußen aber erscholl ein Trompetensignal und ausbrachen die Reiter um weiter zu ziehen, nicht ohne dem armen Wirth wie zum Abschied noch einige Stöße und Tritte zu versetzen. Schon glaubte er sich erlöst, aber nein. Andere Haufen kamen, um ähnlich zu haufen, was die Einen nicht mitnahmen, verzehrten oder zerstörten, nahmen oder verdarben die Andern.

Rein ausgeplündert war das Haus, fortgetrieben das Vieh und die Pferde; verbrannt das Korn und Heu und Stroh; wer von der Dienerschaft noch da war und der Wirth selbst mißhandelt, zer schlagen, und schon glaubte Hans, das Unglück werde jetzt endlich ausgetobt haben, da kam noch ein letzter Schwarm und der schlimmste. Nachzügler des feindlichen Heeres, wildes Volk, mehr Räuber wie Soldaten. In lauderwälscher Sprache schreiend, mit wüthenden Geberden, stürmten sie auf Hans ein und verlangten Geld. Aber woher es nehmen? Das Haus war leer, was nicht fortgetragen, war zerstört und Hans konnte mit Recht schwören, daß er Nichts geben könne. Die Kroaten aber meinten, er habe sein Geld verborgen und quälten und peinigten den armen Hans, um ihn zum Geständniß zu bringen, wo es sei. Einer seiner Kellner, der sich nicht hatte flüchten können oder wollen, ward von den bösen Kerlen erwischt und nach allerlei Mißhandlungen vor Hansens Augen erschossen.

Endlich kamen sie auf den teuflischen Gedanken, des unglücklichen Wirthes Daumen in den Hahn einer Pistole einzuspannen und mit den Schrauben zu klemmen, um ihn durch den unsäglichen Schmerz zu zwingen, seine verborgenen Schätze zu entdecken. Aber Hans widerstand diesem Schmerz nicht lange, eine Ohnmacht befiel ihn und entzog ihn seinen Qualen. Die Wütheriche aber banden ihm,

da sie nichts weiter mit ihm machen konnten, Hände und Füße zusammen und hingen ihn so an einen Ast eines Baumes im Hof, dann warfen sie Feuer unter die im Haus herumliegenden Trümmer der Möbel und des Bettwerks, schossen in die Strohdächer der Ställe und erst als die Flamme überall heraus schlug, zogen sie ab.

Hans war inzwischen wieder etwas zur Besinnung gekommen und suchte sich los zu machen. So also ist der Krieg beschaffen, sagte er zu sich selbst; das kann ja kein Mensch aushalten! Nein in solchen Zeiten kann nur ein Soldat noch bestehen, der kann sich doch seiner Haut wehren und lebt lustig auf Kosten der armen Bürger und Bauern: lieber als unter solchen Umständen Wirth, wollte ich selbst ein Reiter sein. Bei diesen Gedanken und indem er krampfhaft zappelnd seine gebundenen Hände zu lösen versuchte, hatte er den Ring gedreht und — es war ihm als erwachte er aus einem Traum.

Es war Morgen, er fand sich auf einem Strohlager unter einem Zelte. Neben ihm lagen noch zwei schlafende Reiter, er selbst war gekleidet wie sie, in ledernem Kollet, ledernen Beinkleidern und langen Stiefeln, am Zeltpfahl hingen die Helme, die Kürasse und die gewaltigen Schwerter, draußen aber scharften die Pferde. Ehe aber Hans sich noch wundern konnte über seine plötzliche Verwandlung, da erschallte draußen Trommelwirbel und Trompetengeschmetter, die Reiter erhoben sich, schnallten Küras und Schwert um, setzten die Helme auf; Hans that ganz unwillkürlich Alles mit, was er seine neuen Kameraden thun sah. Draußen bestiegen sie ihre Pferde und ordneten sich in Reihen. Offiziere kamen heran und musterten die Truppen. Unser Hans schien fast Allen ein Bekannter zu sein. Endlich kam der oberste Befehlshaber. Nachdem er an den Reihen vorüber geritten, kam er auf Hans zu, hieß ihn vortreten und sagte: mein Sohn, weil du im gestrigen Gefecht dich vor Allen ausgezeichnet hast und weil du mit musterhafter Tapferkeit eine feindliche Standarte erobert

hast, so bist du somit zum Fähnrich ernannt; führe fortan die Fahne und vertheidige sie mit demselben Muth, den du bisher gezeigt hast! Ein donnerndes Beifallsgeschrei der ganzen Truppen bewies, wie sehr sie die Belohnung des Kameraden freute.

So war also Hans jetzt nicht nur Soldat, sondern auch schon Offizier geworden und befand sich ganz wohl dabei. Die Truppen blieben vorläufig im Lager und ruheten; nur so viel Dienst, wie eben nöthig, wurde gethan und dabei wurde aus dem Vollen gelebt. Vorräthe kamen von allen Seiten, Streifparthien zogen überall umher und brachten mit was sie gefunden hatten, Korn, Vieh und Wein waren vollauf vorhanden, so gab es einen beständigen Schmaus und dem neuen Fähnrich gönnten die Kameraden das Beste. Hans fühlte sich ganz glücklich und vergaß der Vergangenheit.

Es dauerte aber gar nicht lange; nach einigen Wochen brach das Heer auf und marschirte aufs neue gegen den Feind. Das war nun nicht ganz angenehm, denn es ging über öde Haiden bei schlechtem Wetter, bei noch schlechterer Kost. Tagelang wurde marschirt, Nachts aber gab es nur ein Lager auf der Erde neben den Pferden, oft im Regen und kaltem Wind. Endlich ward man des Feindes ansichtig und das Heer nahm seine Kampfstellung ein. Kugeln sausten daher, hin und wieder schlug schon eine in die Reihen und riß Mann und Pferd zu Boden. Blutend und stöhnend lagen sie da, ein schrecklicher Anblick. Da sprengt ein Offizier heran und kommandirt „vorwärts!“ Vorwärts ging es durch den Kugelregen, wer fiel der fiel, Keiner kümmerte sich darum. Ueber die Gefallenen hin setzten die Pferde und weiter ging es fort im scharfen Trabe. Da hinter einem Hügel hervor erschienen feindliche Reiter, vorwärts! rief der Offizier, marsch marsch! Die Trompeten schmetterten und im vollem Lauf rannten sich die Feinde entgegen. Im Nu waren sie aneinander und untereinander, Jeder schlug um sich, so gut er konnte, Pistolenschüsse knallten, Geschrei, Krachen, Trompetenschall, Pferde-

gewieher und Stampfen; zum Besinnen und Denken war da kein Raum. Hans hielt seine Standarte fest und ließ sich vom Pferde dahin tragen, schlug auch wohl um sich wie Andere. Da — ein Schlag auf den Helm, daß ihm die Sinne taumelten; er wäre vom Pferd gefallen, aber das Pferd, von einer Kugel tödtlich getroffen, bäumte sich hoch auf und stürzte mit dem Reiter zusammen. Hansens verging die Besinnung.

Vor Kälte erwachte er; ein grauer trüber Morgen dämmerte, er lag am Boden, ein Bein festgeklemmt unter dem todten Pferde, quer ihm über den Leib lag ein erschlagener Mann, dessen Blut ihn überall überströmt hatte. Nachdem er sich schauernd von diesem losgemacht, sah er sich um. Ringsum war es öde; Leichen in scheußlicher Verstümmelung lagen umher, Pferde mit dem Tode ringend versuchten, vergebens sich abmarternd, aufzustehen, aus der Nähe und Ferne erschallte Wehgeheul und Stöhnen. Krähenschwärme ließen sich herab und flogen wieder auf, gescheucht durch die Bewegungen der noch lebenden Unglücklichen, die sie sich zur Beute ersehen: es war ein gräßlicher Zustand.

Vergebens versuchte Hans sich los zu machen. — In das Sattelzeug verwickelt, unter dem Druck des schweren Pferdes, war es unmöglich, das Bein zu befreien. Die Kopfwunde, denn er hatte eine solche erhalten, blutete aufs neue und schmerzte empfindlich, ein kalter Wind durchdrang ihn mit schneidender Schärfe und der unleidlichste Durst stellte sich ein. Auf alles Rufen keine Antwort, nur erhoben sich bei jedem Ruf die Krähenschwärme, kreiseten krächzend über dem Leichensfeld und senkten sich wieder auf die Leichname herab. So verging der Tag, eine noch gräßlichere Nacht folgte und wenn Müdigkeit und Hunger Hansens schlafen ließen, so plagten ihn schreckliche Träume und weckten ihn wieder die Schmerzen und die Kälte. Halb träumend dachte Hans an sein vergangenes Glück und an die Bilder, die er sich in seiner Phantasie oft ausgemalt, an die unbestimmten Wünsche die er manchmal gefaßt, wenn er von fernem

Ländern, weit über'm Meer, erzählen gehört. Hier war es ja so gräßlich, so fürchterlich: als Bürger hatte er unsäglich gelitten, als Krieger war er jetzt noch schlimmer daran; ach, sagte er und rang die Hände, wäre ich weit von hier, wo kein Krieg ist, ach ich habe so oft im Scherz zu Andern gesagt, wärst du doch wo der Pfeffer wächst, wärst du am Ende der Welt; ach, jetzt möchte ich selbst da sein! So seufzte er und rang die Hände und schlief ein. Es war ihm im Traum, als würde er schaukelnd hin und wieder gewiegt; die Kälte war verschwunden, warme Lüfte umfächelten ihn immer wärmer; kühles Plätschern aber umgab ihn, plötzlich ein harter Stoß, eine kühle Welle klatschte ihm aufs Gesicht, er erwachte. Vor blendendem Sonnenlicht schloß er die Augen wieder, nur allmählich blinzeln konnte er sich an die strahlende Helle gewöhnen; endlich sah er sich um. Da lag er am Strande des unendlichen Meeres auf weißglänzendem Sande gebettet, das feuchte Element in vollkommenster Ruhe plätscherte nur mit kaum merkbarer Brandung um ihn und kühlte die von dem hellen Sonnenschein erhitzten Glieder. Weit hin, soweit das Auge reichte, dehnte sich die tiefblaue Fläche des Weltmeers, darüber wölbte sich ein eben so tiefblauer klarer und wolkenloser Himmel. Nach der andern Seite des Horizonts aber erblickte das Auge dunkle Wälder von hohen fremdartigen Bäumen, darüber her erschienen ferne Gebirge des tiefen Inlandes und am Himmel erhob sich die Morgenröthe mit strahlendem Glanze. Hans erhob sich, und nach einigem Besinnen ward es ihm klar, er sei, wie er gewünscht, am Ende der Welt und da wo der Pfeffer wächst. Froh war er, den Qualen des Schlachtfeldes entkommen zu sein, aber bald fühlte er Hunger und Durst, auch brannte die Sonne und so wanderte er deshalb graden Weges dem nahen Walde zu. Hier aber war es noch viel wunderbarer und fremder. Kaum war durchzukommen durch das dicke Gewirre des Unterholzes; die Sträucher waren mit riesigen bunten Blumen bedeckt, die einen betäubend starken Duft aushauchten,

aber sie hatten zum Theil auch lange und scharfe Dornen. Schlingpflanzen von nie gesehener Größe überwucherten Alles und rankten von Baum zu Baum, aber in dieser wunderbaren Waldwelt erst wach ein Leben und Treiben. Kreischende bunte Papageien flogen von Ast zu Ast oder schaukelten sich in den Zweigen, wie die Waldtauben in den heimischen Wäldern, geschwinde Affen hüpfen durch die Baumkronen und kletterten an den Stämmen hinauf, wie bei uns wohl die Eichhörnchen, tellergroße Vielfalter flatterten von Blume zu Blume, an einen Bach, der durch das Dickicht rauschte, kamen Rehe und kleine flinke Hirschen zu saufen und alle diese Thierwelt schien sich an Hansens Gegenwart gar nicht zu stören, sie kamen so nahe und thaten so vertraulich wie die zahmsten Hausthiere. Bald auch fand unser Hans die schmackhaftesten Früchte, wie er sie in seinem Leben nicht genossen hatte; an Stellen, wo der Wald lichter war, rankten Weinreben wild an den Bäumen hinauf und trugen riesige Trauben, die Bäche wimmelten von Fischen und Krebsen, genug es war wie im Schlaraffenland, wovon die Sage erzählt.

Hier läßt sich schon aushalten, sagte sich unser Hans und fing allmählig an sich häuslich einzurichten. Zweige wurden gebrochen und eine Art von Hütte zugerichtet, denn bei solcher Sommerlust war wenig Wohnung von Nothen. Ein Feuerzeug und ein starkes Messer fand Hans in seiner Tasche und bald dachte er so eingerichtet zu sein, daß er wohl für immer so leben möchte. Aber der Abend kam und kaum war die Sonne untergegangen, als sich Schwärme von Mücken und stechenden Insekten erhoben, die den armen Hans ganz unbarmherzig plagten. Um sich ihrer nur einigermaßen zu erwehren, mußte er ein stark rauchendes Feuer anzünden und sich im dichten Rauche schlafen legen. Ei, dachte unser Hans, einige Unbequemlichkeiten finden sich überall: der Rauch meines brennenden Hofes war wohl noch ärger und Daumschrauben und Säbelhiebe sind noch schmerzhafter als Mückenstiche. Am nächsten Tage machte er freilich

noch einige andere schlimme Bekanntschaften: als er dürres Holz auflos, hätte er beinahe eine große Schlange mitgefaßt, die sich zischend emporrichtete; auch sah er in der Ferne ein Thier, welches einem großen Bären auf eine erschreckende Weise ähnlich sah. Diese unangenehmen Gesellen schienen aber an Hansen ebenso wenig Behagen zu finden, wie er an ihnen und entfernten sich eiligst. So lebte denn Hans einige Wochen ganz glücklich. Endlich aber stellte sich die Langeweile ein. Immer allein zu sein ist doch ein traurig Geschick, mit Niemanden sprechen zu können, stets nur mit sich selbst zu verkehren, das hält auf die Dauer Niemand aus. Hans wünschte sich Menschen herbei und bald genug sollte sein Wunsch erfüllt werden. — Eines Morgens schallten aus der Tiefe des Waldes wunderbare Stimmen, in denen er menschliche zu erkennen glaubte, wenn sie auch seltsam klangen. Hoch erfreut ging er dem Schalle nach, aber nicht weit gegangen wäre er gern wieder umgekehrt, wenn es möglich gewesen wäre, denn vor ihm sprang aus dem Gebüsch eine seltsame Gestalt. Ein brauner fast nackter Kerl, wunderbarlich mit großen Federn, Thierschwänzen und Knochen verziert und behängt, das grimmige Gesicht und den Leib mit bunten Farben beschmiert schwang mit einem gellenden Schrei eine schwere Keule über seinem Haupte. Ehe Hans noch an Flucht denken konnte, kamen von rechts und links noch einige solcher Gestalten und umringten ihn. Mit kindischer Neugierde starrten sie ihm ins Gesicht, befühlten ihn allenthalben und da er vor Schreck und Furcht vor diesen Teufelsfiguren sich ganz still und unbeweglich hielt, fingen sie endlich an ihn zu zwicken und zu kneipen und je mehr Hans sich ihrer zu erwehren suchte, je toller lachten sie und huben zuletzt mit lächerlichen und gräulichen Geberden einen tollen Tanz an im Kreise um Hansen her. Dieser ward von diesen Tollheiten so verwirrt, daß er freisch weg mit zu tanzen anfing und eben so tolle Geberden machte wie seine wunderlichen neuen Bekannten. Nachdem sie solcher Weise ausgetobt hatten, nahm Einer Hansen bei der

Hand und so führten sie ihn querwald ein bis sie nach geraumer Zeit an eine Lichtung kamen, in deren Mitte mehrere Hütten standen. Auf einen Schrei seiner Begleiter rannten ihnen eine ganze Schaar nackter Kinder und Weiber entgegen, die ebenso abschreckend und toll aussahen wie jene und aufs neue fing der lächerliche Tanz um Hansen her an, der dann auch tapfer mit tanzte und gesticulirte. So führte man ihn vor die mittelste Hütte, um welche die andern im Kreise gelegen waren. Diese etwas größere, bot eben keinen erfreulichen Anblick dar, denn ringsherum hingen an den Pfählen, die das Dach trugen, Menschenköpfe, die wie geräuchert aussahen und gräßliche Gesichter machten. Vor dieser Hütte saß ein Wilder, welcher der König zu sein schien, denn die, welche Hans gefangen hatten, warfen sich vor ihm zu Boden, und dies sehend machte auch Hans ihm eine recht feierliche und tiefe Verbeugung. Nachdem dieser König ihn eine Zeitlang angestarrt und auch einige Male ihm sehr unhöflich ins Gesicht gelacht hatte, winkte er ihm sich zu setzen, auf welchen Wink die Begleiter Hansen, den sie bisher immer noch festgehalten hatten, mit solcher Gewalt auf den Boden setzten, daß ihm die Knochen krachten. Darauf erzählte der König Hansen in einer unverständlichen Sprache eine lange Geschichte, zu welcher der arme Hans in seiner Angst beständig Zeichen des vollkommensten Einverständnisses machte, obgleich er kein Wort davon verstand. Endlich erhob sich seine Majestät und sofort rissen die Begleiter Hansen ebenso gewaltsam in die Höhe, wie sie ihn erst hingesezt hatten; der König nahm ihn bei der Hand, und führte ihn in die Hütte. Hier lag auf einem Lager von Fellen und mit bunten Federn gestickten Decken ein krankes Kind, wie es schien mehr todt als lebendig. Mehrere Weiber umstanden das Lager und fingen beim Eintritt des Königs ein Jammergeheul an. Der König winkte ihnen zu schweigen, that dann selbst einen oder zwei klägliche Schreie und wandte sich zu Hans, dem er mit Worten und Gebärden zu verstehen gab, daß er das kranke Kind heilen solle.

Hans wußte nicht, was er zu solcher Zumuthung sagen sollte, denn von der Arzneikunst verstand er Nichts: so half er sich denn wie es auch wohl andere Heilkünstler thun, indem er eine ernste Miene machte und einige Male nickte und den Kopf schüttelte. Damit schien auch der König zufrieden, doch faßte er plötzlich Hansen beim Arm und indem er drohend seine Keule über seinem Haupte schwang, gab er ihm zu verstehen, daß wenn das Kind nicht gesund würde, so würde das Hansens Unglück sein. Dann winkte er ihm bei dem Kind zu bleiben und ging hinaus. Das Kind fing an zu schreien und zu zucken, die Weiber erhoben ein Geheul und zerrauten sich das Haar; Hansens schwindelte in der tollen Umgebung; die Weiber zerrten ihn an das Lager des Kindes und um doch Etwas zu thun, nahm er endlich das Kind auf seine Arme und wiegte es, singend wie die Ammen thun, hin und wieder, bis das arme Geschöpfchen in Schlaf fiel. Als es schlief, legte er es wieder hin, und da es in der Hütte unleidlich schwül war, wollte er hinaus gehen. Die Weiber aber ließen ihn nicht los, sie gingen mit ihm hinaus und erzählten dem Könige was vorgefallen. Dieser nickte gnädig und ließ Hansens wieder auf die gewaltsame Weise hinsetzen, worauf man ihm ein Essen vorsetzte, welches zwar sehr wenig mundete, wovon er aber übermäßig zu sich nehmen mußte, denn zwei Weiber, die sich zu ihm gesetzt hatten, stopften ihm um die Wette davon in den Mund. Ich habe, dachte Hans, als Wirth wohl auch meine Gäste zum Essen genöthigt, aber von einer soweit getriebenen Gastfreiheit ist mir noch nichts vorgekommen.

So verging die Zeit; schrie das Kind, so mußte Hans es tragen und einlullen, schlief es, so wurde er gefüttert, aber keinen Augenblick ließ man ihn frei. Nachdem das einen Tag und eine Nacht gedauert, wünschte Hans sich lieber todt zu sein, als noch länger auf solche Weise die Amme spielen zu müssen, aber da gab es keine Rettung. Zwei Tage vergingen, das Kind wurde immer schwächer und Hans war in Verzweiflung. Am dritten

Abend starb das Kind. Alle Versuche es zu beleben waren umsonst. Die Weiber erhuben ein fürchterliches Geschrei und fielen über den unglücklichen Hans her, bissen ihn, kratzten ihn, genug mißhandelten ihn auf alle Weise. Das war aber erst das Vorspiel, denn auf das Geheul der Weiber drang der König herein, sah sein Kind todt und fing nun selbst ein erschreckliches Geschrei an, dem bald ein allgemeines Concert aller Einwohner des Dorfes anwortete. Hans wurde gepackt, im Nu herausgeschleppt, man riß ihm die Kleider vom Leibe, man schlug ihn, trat ihn, die Weiber stachen ihn mit Dornen und spitzen Hölzern, endlich wurde er gebunden und, Hände und Füße zusammengeknüpelt, in eine leere Hütte gesperrt, vor welche sich zwei grimmige Wilde als Schildwache aufstellten. Hätten Hansens Wunden und die unleidlichen Rückenstiche, die den Nacken, der sich nicht wehren konnte, überall plagten, ihn auch schlafen lassen, so hätte ihn doch das fürchterliche Geheul wach erhalten, welches sämtliche Wilde die ganze Nacht über unaufhörlich erschallen ließen.

Kaum dämmerte der Morgen, so wurde er wieder aus der Hütte hervorgeholt. Unter den nämlichen Martern und Mißhandlungen wie zuvor, wurde er fortgeschleppt und endlich auf einem freien Platz, dessen Boden deutliche Brandspuren zeigte, und wo überall Asche und halbverbrannte Menschenknochen herumlagen, an einen Pfahl gebunden, und nun begannen die Wilden, die sich für diese feierliche Gelegenheit noch schrecklicher heraus gepußt hatten wie sonst, einen fürchterlichen Tanz im Kreise um ihn her. Jeden Augenblick stürzte irgend einer aus dem Kreise auf ihn zu, stieß mit seiner Lanze nach seiner Brust oder schwang die Keule nach seinem Haupte, aber immer so, daß die Lanzenspitze kaum sein Haupt berührte, die Keule einen Finger breit über seinem Kopf hinsauste. So stand der arme Hans hundertfache Todesangst aus. Inzwischen hatten die Weiber trocknes Holz und Späne zusammengebracht und häuften dies zu Hansens Füßen auf. Dann ward es einen Augenblick ruhig. Die Weiber gingen zu den Hütten

zurück. Bald aber erhob sich wieder ein fürchterliches Wehgeheul. In langsamem Zuge kam von den Hütten her der König. Er hatte über seinen nackten Leib Hansens Hemd gezogen, aus seinen Beinleidern aber hatte er sich einen fantastischen Kopfsputz gemacht; der Gürtel umschloß das Gesicht und die Beine hingen zu beiden Seiten wallend herab. Majestätisch und lautes Geheul ausstosend schritt er voran, hinter ihm trugen vier Weiber auf einer Bahre das gestorbene Kind, welches sie mit bunten Federn und allerlei Plunder aufgepußt hatten. Die übrigen Weiber und die Kinder folgten im Zuge mit unsinnigen Gebärden und gellendem Schreien.

Auf dem Plage angekommen wurde Hansens gegenüber Holz aufgeschichtet und dann mit allerlei Ceremonien das Kind oben darauf gebettet und nun fing der rasende Tanz ringsherum und die Todesdrohungen wieder an. Daß Hans mehr todt als lebendig war, läßt sich leicht denken, er schloß die Augen, um die fürchterlichen Gestalten nicht mehr zu sehen und wiederholte sich immerfort in Gedanken: „ach wäre ich weit, weit fort von hier!“ Das Geheul der Wilden summt ihm in den Ohren und betäubte ihn, ganz unwillkürlich glaubte er endlich eine Melodie darin zu unterscheiden, die ihm zuletzt ganz so klang, wie das alte Volkslied, welches er so oft in seinen Wirthszeiten gehört hatte und er sang ganz betäubt in Gedanken immer vor sich hin:

„Ach wär' ich zu Hause geblieben,
Ja! ja! geblieben.“

Jetzt hatten die Wilden Fackeln herbeigebracht und fuhren ihm damit sengend vor

dem Gesicht vorbei; schon war der Holzhaufen angezündet, schon umwirbelte ihn der Rauch und benahm ihm dem Athem, da fühlte Hans plötzlich seinen Ring. Immer noch denkend:

„Ach wär' ich zu Hause geblieben,
Ach wär' ich doch wieder daheim!“

denn eines andern Gedankens war er nicht mehr fähig, drehte er den Ring hastig um und es vergingen ihm die Sinne.

Lautes Klopfen schallte ihm in die Ohren und weckte ihn. Wo war er? Ganz verwirrt sah und fühlte er um sich her, er lag ja im Bette. Wieder klopfte es und eine bekannte Stimme rief: „Herr, wollt ihr denn gar nicht aufstehen, es ist schon sechs Uhr!“ Es war die Stimme von Hansens altem Knecht, Hans war wieder in seinem kleinen Wirthshaus an der Landstraße. Er war wieder Hanswirth wie ehemals. —

Ob er geträumt, oder ob er die erzählten Abenteuer wirklich erlebt hat, das hat er nie sicher erfahren können. Vermißt hatte ihn im Hause Keiner und als er fragte und zu erzählen anfing, glaubten die Leute, er rede irre und habe das Fieber und sprachen davon, einen Arzt holen zu wollen.

So schwieg denn Hans lange Zeit und als er später von seinen Abenteuern plauderte da verbreitete sich das Gerücht, der Hanswirth könne prächtige Geschichten erzählen, nur wäre er ein gar zu großer Lügner.

Den Ring hatte Hans zwar noch, aber er hat ihn nie mehr getragen, geschweige denn gedreht; nachher ist er verloren gegangen und Niemand weiß wo er hingekommen ist.

G. Becker.

Mamma gacka.

Es waren einmal auf dem Lande drei Schwestern, von denen war die eine welche Hannele (Hannchen) hieß, geschickt und die andere war unklug; die dritte war noch ein ganz kleines Kind. Die Geschickte war in die Schule gegangen und hatte was gelernt, der Unklugen aber war nichts einzutrichtern gewesen.

Daher nahm die Kluge sich des Hauswesens an, und die Unkluge mußte ihr dienen, mußte Gänge thun, das Kind tragen, grobe Arbeit verrichten und Aschenbrödel sein. Aber da schickte die Kluge einmal ihre Schwester in die Stadt, und gab ihr Geld mit, Brod zu kaufen. Nun war in der Stadt just Jahrmart

und die unfluge Maid hatte noch nie einen Jahrmarkt besucht, und wandelte mit offenem Mund und gaffenden Augen zwischen all' den Buden voll Jahrmarkts Herrlichkeiten einher; da kam sie an einen Stand, der war eitel voll und überall Puppen und voll Dockenköpfe, immer ein Püppchen schöner als das andere; ach, da hätte das Mägdelein gar zu gern eins davon gehabt, und die Verkäuferin rief ganz beweglich: „Kommen Sie her, mein schönes Kind, nehmen Sie sich ein Püppchen, suchen Sie sich das schönste heraus!“ — Das ist eine recht gute Frau! dachte die Unfluge, daß sie mir eins nehmen heißt, und nahm sich gar ein schönes Döckchen, dankte und wollte davon gehen, aber da hielt die Verkäuferin sie am Rocke fest, und rief: „Ei so haben wir nicht gewettet, man bezahlt auch, wenn man kauft, meine werthe Jungfer, oder ist Sie etwa eine Weiskäuferin, die findet, wo Niemand was verloren hat? Geld heraus, oder ich rufe die Polizei. Ueber diese Rede erschrak das unfluge Mädchen gar zu sehr, und gab all' ihr Geld, für das sie Brod kaufen sollte, und die Dockenverkäuferin nahm das Geld und schrie: „Der Bettel langt nicht!“ — rief dem armen Mammele (so wurde die Unfluge spöttlich gerufen, weil sie klein war, und ausah, wie ein altes Frauchen) die schöne Puppe aus der Hand, und gab ihm eine andere weit geringere, die alt und nur wieder frisch aufgepußt war, indem sie ausrief: „Nachdem das Geld, nachdem die Waare! Nachdem der Mann, nachdem brät man die Wurst! Lauf, kleiner Balg, mach' daß du fortkommst, und sei froh, daß du für deine paar lumpigen Heller noch so eine schöne Docke gekriegt hast!“ —

Trotz dieser üblen Behandlung war das arme Mammele doch froh, freute sich auch über das minder schöne Püppchen, herzte es, küßte es, hatte es lieb, und nannte es Angele, so viel als Engelnchen, und mein Kindchen! mein Kindchen! — Aber ach, wie das Mammele heim kam, und statt Brodes eine Docke brachte, o ach, da schalt die kluge Schwester gar zu sehr, und schlug das arme Mammele, daß es

weinen mußte und redete den ganzen Tag kein Wort mehr mit ihm. Doch behielt das Mammele zu seinem Trost sein Angele, und hätschelte es, und nahm es mit zu Bette, und legte es neben sich, und schlief bald tief und fest ein, denn es war müde geworden vom weiten Weg in die Stadt. Neben Mammeles Bette stand das kleine Bettchen der jüngsten Schwester, welche Annele (Annchen) hieß, und an der anderen Wand stand das Bett der klugen Schwester Hannele. Mitten in der Nacht nun — es war heller Mondschein — erwachte die kluge Schwester von einer seltsamen Stimme, die drüben aus dem Bette ihrer Schwester kam, und lautete: Mamma gack! Mamma gack! und merkte daß das die kleine Puppe war, die so rief, und wunderte sich. Da nun die unfluge Schwester fest schlief und nicht aufwachte, so rief dem kleinen Kind das Hannele: Annele! bekuck'n mal das Mammele! Das Angele will a Gackla leg'n! — Da ermunterte sich das Annele und weckte das Mammele, und das stieg auf, und setzte das Angele auf ein Tassenköpfschen. Horch da that es einen klingenden Klang in dem Tassenköpfschen, und wie das Mammele das Angele wieder herunter that, da hatte letzteres ein Gackla (Gicken) gelegt, welches einem Dukaten so ähnlich sah, wie ein Ei dem andern.

Da war nun große Freude bei den Schwestern, und die kluge wurde wieder ganz gut mit der Unflugen, und sie küßten und herzten gemeinschaftlich das gute Angele und hüllten es in seidene Läppchen, und für den Dukaten kauften sie Brod und Kuchen, Zucker und Kaffee und allerhand schöne Sachen. Und was die schönste Sache war, das war die, daß in jeder Nacht das Angele: Mamma gack! rief, und jede Nacht ein Gackla legte, das einem Dukaten so ähnlich sah, wie ein Ei dem andern. Da kaufte die kluge Schwester nach und nach hübsche Kleider, und ließ das Häuschen, darin sie mit ihren Geschwistern wohnte, neu decken, und von außen neu anstreichen, und inwendig ließ sie die Stube tapezieren, und kaufte auch Hühner, Gänse,

Enten und Tauben auf den Hof, und schaffte eine Ziege an, dann noch eine Kuh, und für das Annele einen kleinen Kinderwagen, darin fuhr das Mammele das Annele, und das Annele hatte das Angele auf dem Schooß, und nebenher lief auch ein Lämmchen, welches Lammele gerufen wurde. Da wunderten sich die Nachbarnleute, daß die Schwestern es so gut hatten und immer besser bekamen, und konnten nicht begreifen, woher? Denn obschon die kluge Schwester sehr fleißig war, so wußten jene doch, daß der redliche Fleiß nicht hilft zu schnellem Reichthum.

Nun waren zwei Nachbarnleute die waren selbst reich, aber sie beneideten die Schwestern am meisten, und sprachen unter einander: „Wenn wir nur in aller Welt wüßten, woher drüben das Hannele und das Mammele mit ihrem Annele so gar reich werden? Es muß nicht mit rechten Dingen zugehen.“ „Warte, mein lieber Mann!“ — sprach die Frau: „ich will einmal das dumme Mammele fragen da werd' ich's gleich erfahren, woher der Reichthum da drüben kommt.“ —

Und als bald darauf einmal das Mammele das Annele mit dem Angele spazieren fuhr und das Lammele neben her lief mit einem hübschen Schellchen am Hals, da machte sich die Nachbarnfrau herbei und sagte: „Ei schönen guten Tag, liebes Mammelchen! Wie geht es euch denn? Was macht denn das gute Hannelchen? Das ist gewiß recht fleißig zu Hause? ja das ist ein recht braves Mädchen! Und das herzlichste Ammelchen da? Ach was für ein schönes Kind — ei! o was es für ein wundernettes Püppchen auf dem Schooß hat und das hübsche Lammele! Was das für ein rares goldnes Schellchen hat! — Ei, ei, und das Wägele, wie schön buntig gemalt! Ja da sieht man's recht, wie das Sprüchwort sagt: „Schöne Leute haben schöne Sachen!“ —

Mit diesem so scheinbar freundlichen Geschwätz bethörte die Nachbarnfrau das Mammele und es sagte: „Ja wohl, Frau Nachbarin es geht uns gut, danke der Nachfrage.“ —

„Freut uns gar zu sehr, mich und meinen Mann! Seid gar zu gut und brav,

verdient's auch, denn das Sprüchwort sagt: Was der Mensch werth ist, das wiederfährt ihm. — Wer's nur auch so haben könnte, wie ihr! Aber das Sprüchwort sagt: Den Seinen giebt's der liebe Gott im Schlafe!“ —

„Freilich, Frau Nachbarin!“ — antwortete darauf das unkluge Mammele: „Alle Nacht giebt der liebe Gott es uns, alle Nacht einen Dukaten.“ —

„Ei du meine liebe Gute! Ei Herr Jeshen! Ei woher denn du goldiges Herzenskind, du gar braves liebes gescheidtes Mammele du?“ — schrie und schmeichelte die listige Nachbarin. „Das Angele thut's, was da das Annele auf dem Schooß hat“ — plauderts Mammele aus. „Jede Nacht einmal ruft es Mamma gacka, und da sek' ich's auf ein Tassenköpfschen und da fällt der Dukaten hinein.“ —

„'S ist die Möglichkeit!“ — schrie die Nachbarin außer sich, und griff hin und wollte das Püppchen an sich reißen, aber das Annele hielt es fest mit beiden Händchen und erhob ein Geschrei, als stak es am Spieße und zappelte, und schlug mit Händen und Füßen.

Da lief die Nachbarnfrau ab und sagte: „Nu nu — behalt nur deine Docke, kleiner Narr, ich will sie dir ja nicht nehmen. Das Sprüchwort sagt: Wenn man kleinen Kindern den Willen thut, so greinen sie nicht — paßt auch gut auf große — nun auf Wiedersehen gutes Mammele! Grüße schön das Hannele und bleib gesund mit dem Annele und dem Lammele! — du dummes Hannele! setzte sie in Gedanken noch hinzu, und eilte freudig zu ihrem Mann und verabredete mit diesem, wie sie den Schwestern das gute nutzbare Püppchen abgewinnen wollten. Abends vernahmen die Schwestern einen gräulichen Lärm im Nachbarhause; es klatschte und patschte, schmiszte und schmagte drüben, daß alles krachte und plagte, und man hörte die Frau gräulich heulen und den Mann gräulich fluchen und schelten, und endlich fuhr die Hausthür auf, und die Frau heraus mit fliegenden Haaren, ringenden Händen, und halb bekleidet und gradenwegs herüber zu den Schwestern, und schrie in einem fort: „Ach daß's Gott erbarm!“

Ach der böse Mann! Ach ach, ei ei, ach ach, ei ei!" — und wollte sich gar nicht zufrieden geben. Endlich brachte sie es heraus unter vielen Thränen und Schluchzen, daß ihr schlimmer Mann sie gottesjämmerlich geprügelt und aus dem Hause geworfen habe, und sie ginge um keinen Preis wieder hinüber, und die Schwestern möchten sie doch um Gotteswillen nur die eine Nacht bei sich behalten, morgen in aller Frühe wolle sie dann weiter, fort, in ein anderes Dorf — zu ihren Leuten. — Die mitleidigen Schwestern bereiteten in ihrer eigenen Schlafkammer der armen Frau ein Lager, und als es Nacht war, und die Mädchen schliefen, nahm die Nachbarin zeitig das Püppchen, öffnete das Fenster und sprang hinaus, und hinüber in ihr Haus, wo ihr Mann sie empfing, und hatten eine Herzensfreude, daß der Raub so gut gelungen war, und wollten sich schäkig lachen.

Und da sagte auch alsbald das Angele: „Mamma gacka! Mamma gacka!“ — das freute die Frau von Herzen, nahm gleich statt des Tassenköpschens die Suppenschüssel, stellte sie dem Angele unter, und rief diesem zu: „Mach's gut, mach's nicht so einzeln, mach' gleich 'n Hausen! — denn das Sprüchwort sagt: Vorrath ist Herr, und viel hilft viel!“ — So redete die Frau der Puppe zu, und diese sagte nicht ja und nicht nein, aber sie that ihr möglichstes und es that in die Schüssel keinen klingenden Klang, sondern einen tritschenden Tratsch, und wie der Mann die Bescherung sah, so wurde er im Ernst so böse, wie er sich vorher auf den Rath seiner Frau gestellt, nahm Suppenschüssel und Puppe und warf alles zusammen durchs Fenster auf den Mist, nahm dann einen Stecken und prügelte seine Frau windelweich durch, daß alles krachte und plakte, denn er dachte, sie hätte ihm zum Possen die ganze Geschichte also angeflüsteret; da schrie sie Zeter und ach und weh und ach ach ach, ei ei ei, du lieber ei, ach du lieber ei! und der Mann schrie: „Ich will dich beeiern, daß du die Kränk kriegen sollst! Schmedest du was? Das Sprüchwort sagt: viel hilft viel!“ — und schlug immer mehr auf sie los, daß sie kaum noch piepsen konnte. —

Am andern Morgen merkten die Schwestern, daß das Angele fort war, und hatte in dieser Nacht nicht auf das Tassenköpschen geachtet — und waren sehr betrübt.

Unterdes lag die Puppe, das Angele, auf dem Mist, und die Suppenschüssel lag über ihr, und deckte sie zu, und guckte nur ein Stück Lappen von ihrem Rock heraus; da kam ein Lumpensammler vorbei, der sah den Lappen, und stieß mit seinem Stock die Schüssel zur Seite, und freute sich, daß er eine Puppe fand und wollte sie seinem kleinen Mädchen daheim mitbringen, ging aber zuvor an den Brunnen und wusch das Annele gar schön, da kam von ungefähr das Mammele mit ihrem Wasserkrug, und wollte Wasser holen, und sah ihre Puppe, und rief voller Freude: „Ei, mein Angele! Wo bist du gewesen?“ — und da rief die Puppe: Mamma gacka! Mamma gacka! — und that einen Hüpfen, und hüpfte geschwind dem Mammele an den Hals, und schlüpfte ihm unters Halstuch, und legte geschwind ein Gackla, das sah wieder einem Dukaten so ähnlich, wie ein Ei dem andern. Da nahm das Mammele den Dukaten, und schenkte ihn dem Lumpensammler, und sprach: „Hier guter Mann, hat Er auch ein Duceur, daß er mein Angele gefunden und gewaschen hat!“ — und sprang es eilend nach Hause und herzte und küßte wieder das Angele, und die Schwester freute sich, und auch das Kind, und da hatten sie eine große Herrlichkeit und machten Freudensprünge alle mit einander, das Hannele und das Annele, das Mammele und auch das Lammele. Und das Angele legte wieder fortwährend jede Nacht sein Ei in das Tassenköpschen mit einem klingenden Klang. Da wurden die Schwestern sehr reich, aber sie blieben gar gut und einträchtig beisammen, erzogen das Annele, und ließen ihm was ordentliches lernen, denn das begiebt sich gar wunderfellen, daß drei kleine Mädchen, die nichts gelernt haben, und unflug sind, wie das Mammele war, ein Dukaten-Angele finden, ja, da hat sich was zu angeln, sagt das Sprüchwort.

Ludwig Beckstein.

Der Fischer.

Wenn ein flimmernder Schein auf die Flur
und den Hain
Grüßt leuchtend vom Himmel hernieder,
Kehrt heim von dem See, voll brennendem
Weh'

Der Fischer zum Vaterhaus wieder.
Am blumigten Hang wo die Quelle entsprang
Da ruht er, umspinnen von Träumen.
Horch! wie es da schallt durch den lauschenden
Wald
Voll schlummertrunkenen Bäumen.

Auf milchweißem Rosß vor der Dienenden Troß
Romantik schweift durch die Gründe.
Die Lilie winkt und die Krone erblinkt
Die Kobolde zieh'n als Gefinde.
Goldseelig ihr Aug', und ein rostiger Hauch
Liegt ihr auf Lippen und Wangen;
Das bannt nicht den Schmerz und des Träumen-
den Herz
Hält fort noch die Sorge gefangen.

Er eilt durch den Tann. Da gähnet ihn an
Die Höhle, wo Felsen sich weiten.
Am flackernden Heerd Frau Märchen begehrt
Den Zaubertrank sich zu bereiten.

Der Riese blickt stumm, die Zwerge ringsum
Die tanzen den lustigen Reigen.
Das zischt und sprüht; der Fischer entflieht,
Er stürzt durch das nächtliche Schweigen.

Auf die Flur und den Hain strahlt leuchtender
Schein
Des Mondes, voll silberner Gluthen.
Da zieht in dem Kahn auf der schwankenden
Bahn

Der Jüngling durch zitternde Fluthen.
Es rauschet und klingt, es brauset und singt
Fern kommt es, wie Grüßen gezogen;
Ein hoher Ballast voll Glanz und voll Last
Winkt ihm aus den tanzenden Wogen.

„Lasse die Welt, die kaum noch dich hält!“
So rufen die Niren; den Tönen
Lauscht still er voll Schmerz, es fasset sein
Herz

Ein Drängen, ein mächtiges Sehnen.
„Frau Sage ist hier, o komme zu ihr,
Den Trank des Vergessens zu trinken!“
So klingt es auf's neu' — „es sei denn,
es sei,
An die Mutterbrust will ich sinken!“

N. Söcker.

Schlacht bei der Staufenburg im siebenjährigen Kriege.

Den deutschen Feldherren trug
Ein Rosß hoch über'n Harz,
An Mähnen, Kopf und Bug
Wie eine Kohle schwarz.

Es folgt durch Berg und Thal,
Als folgt' es einer Kräh,
Dem Rosß vom General
Das Heer in Feindes Näh.

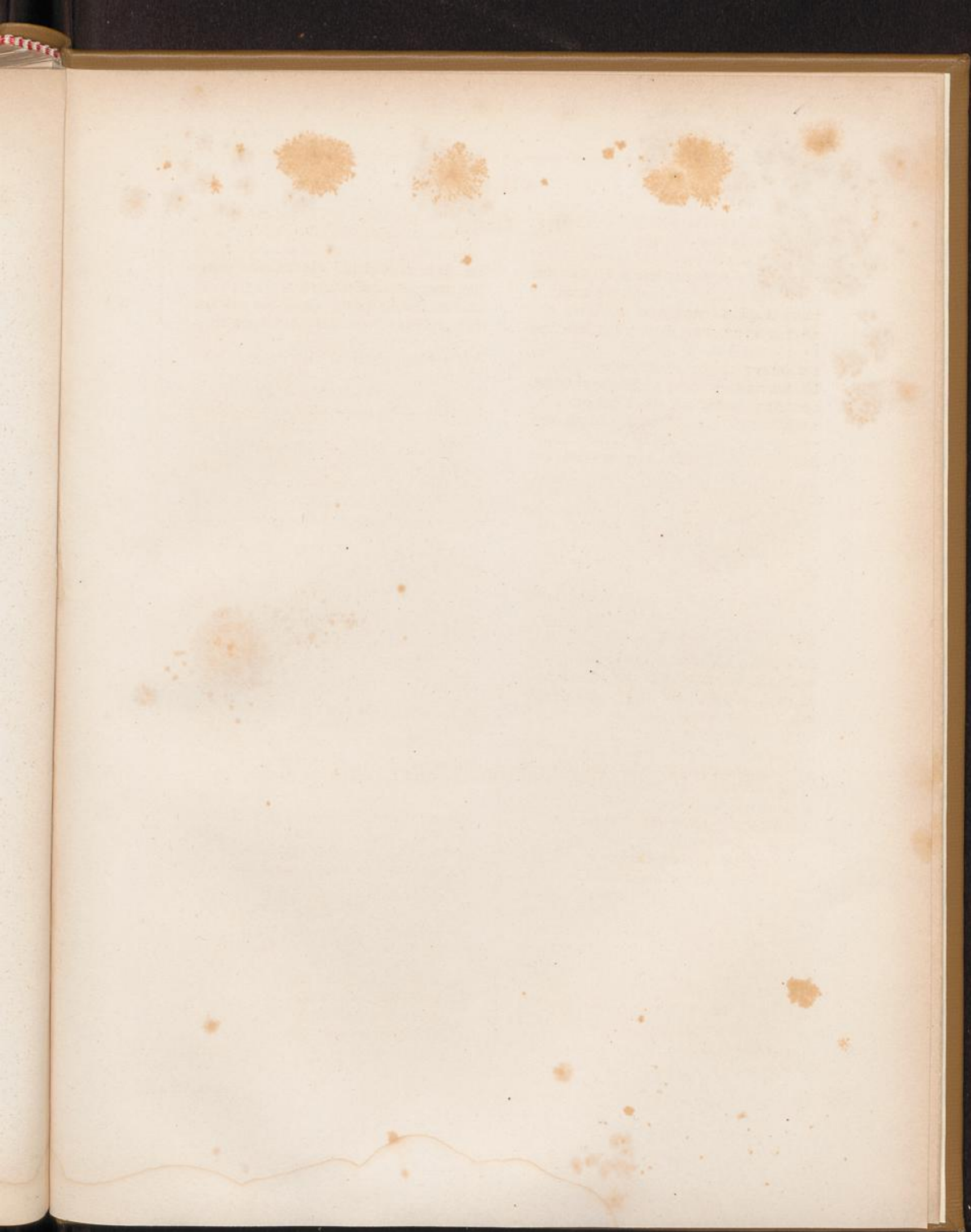
Bei Staufenburg am Schloß
Stand jetzt die deutsche Schaar;
Doch der Franzosentroß
War größer da fürwahr.

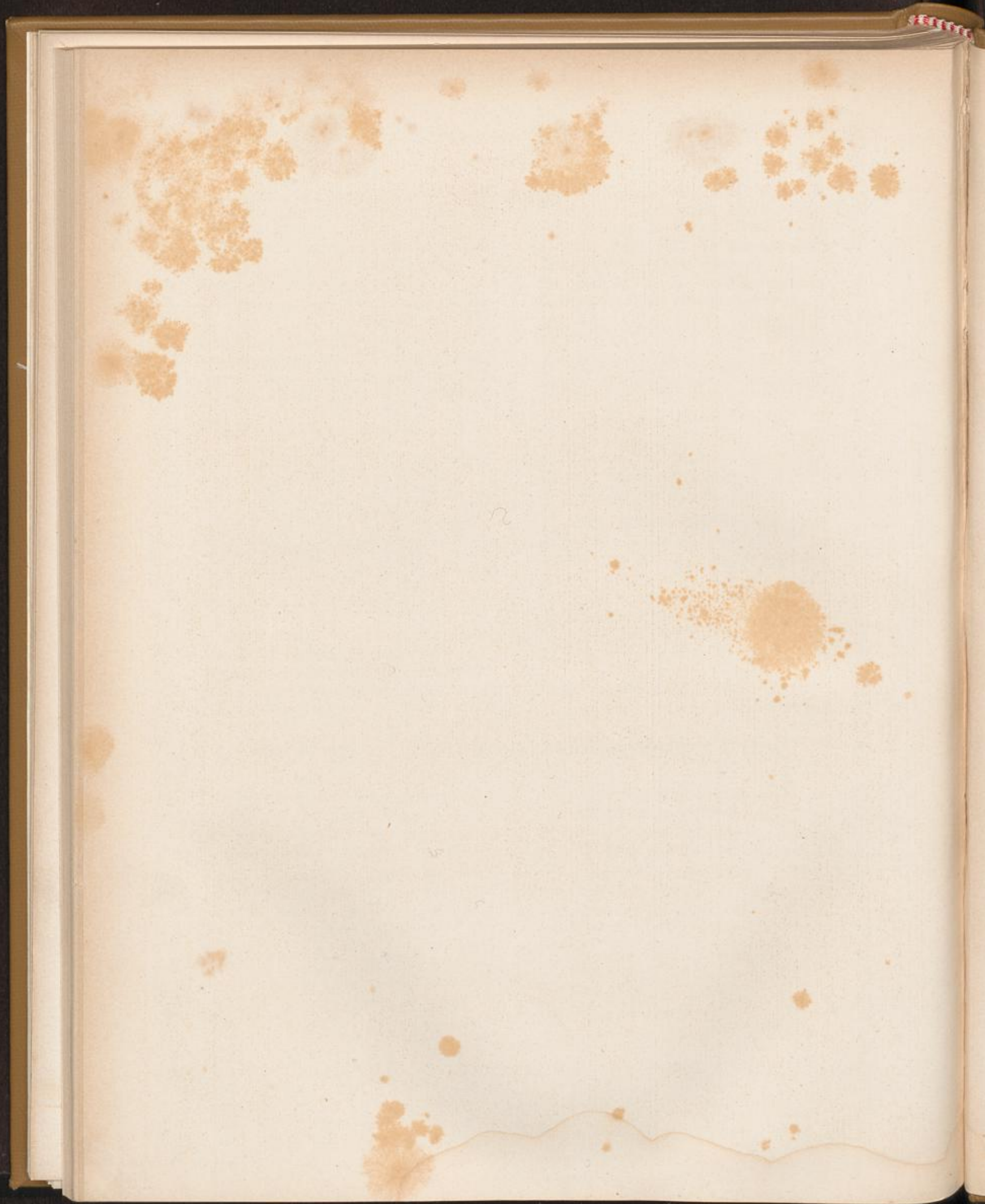
Der deutsche Feldherr sprach:
„So sicher als mein Pferd
Ein Rappe, wird bei Tag
Dem Feind noch Sieg gewährt.“

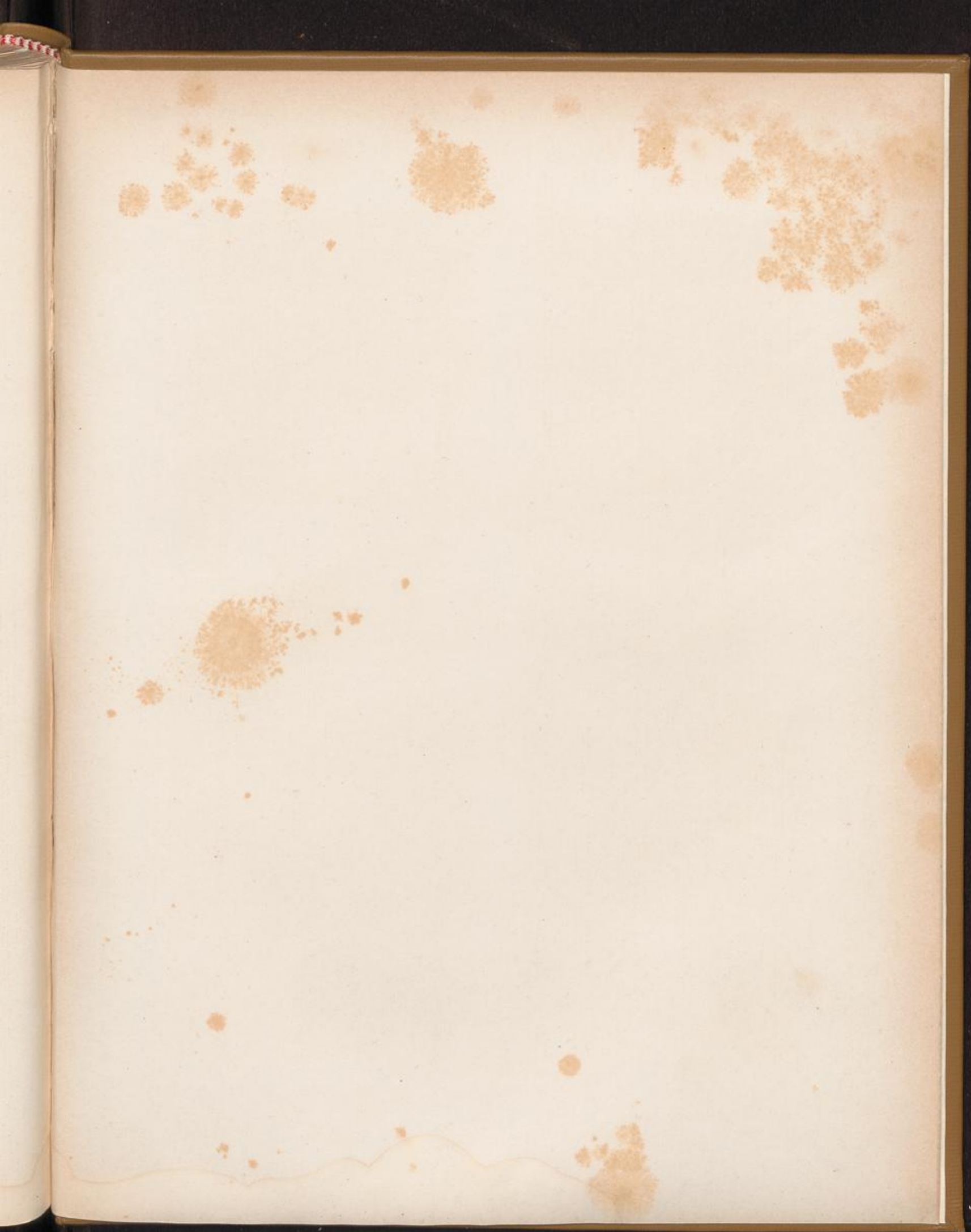
Gleich ward der Rappe weiß,
Der schwarz war wie die Nacht.
Da ward's dem Feinde heiß,
Bald lief er aus der Schlacht.

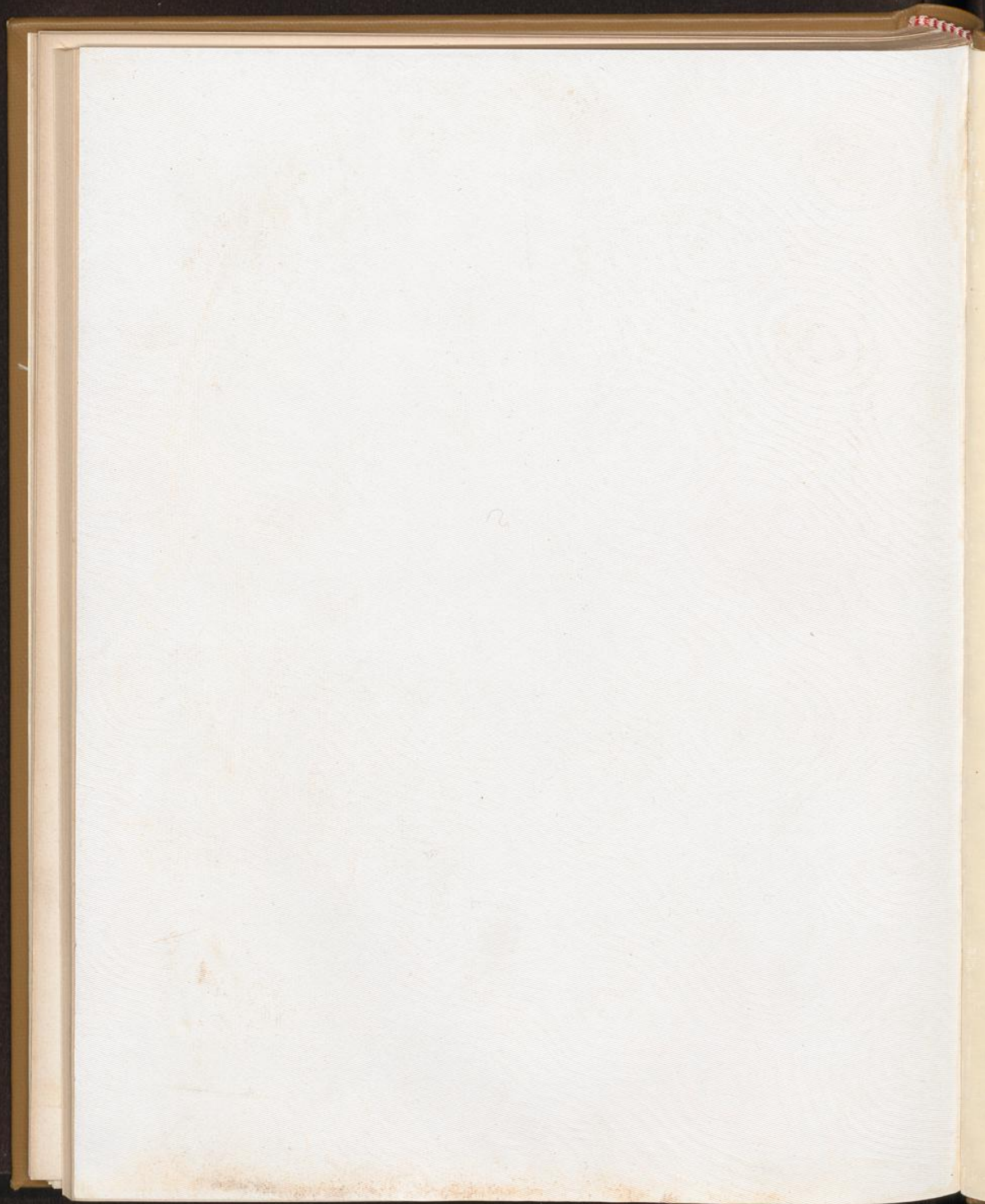
Drum, Deutschland, zage nicht!
Aus eines Rappen Fell
Macht Gott dir Sonnenlicht
Und einen Leuchter hell.

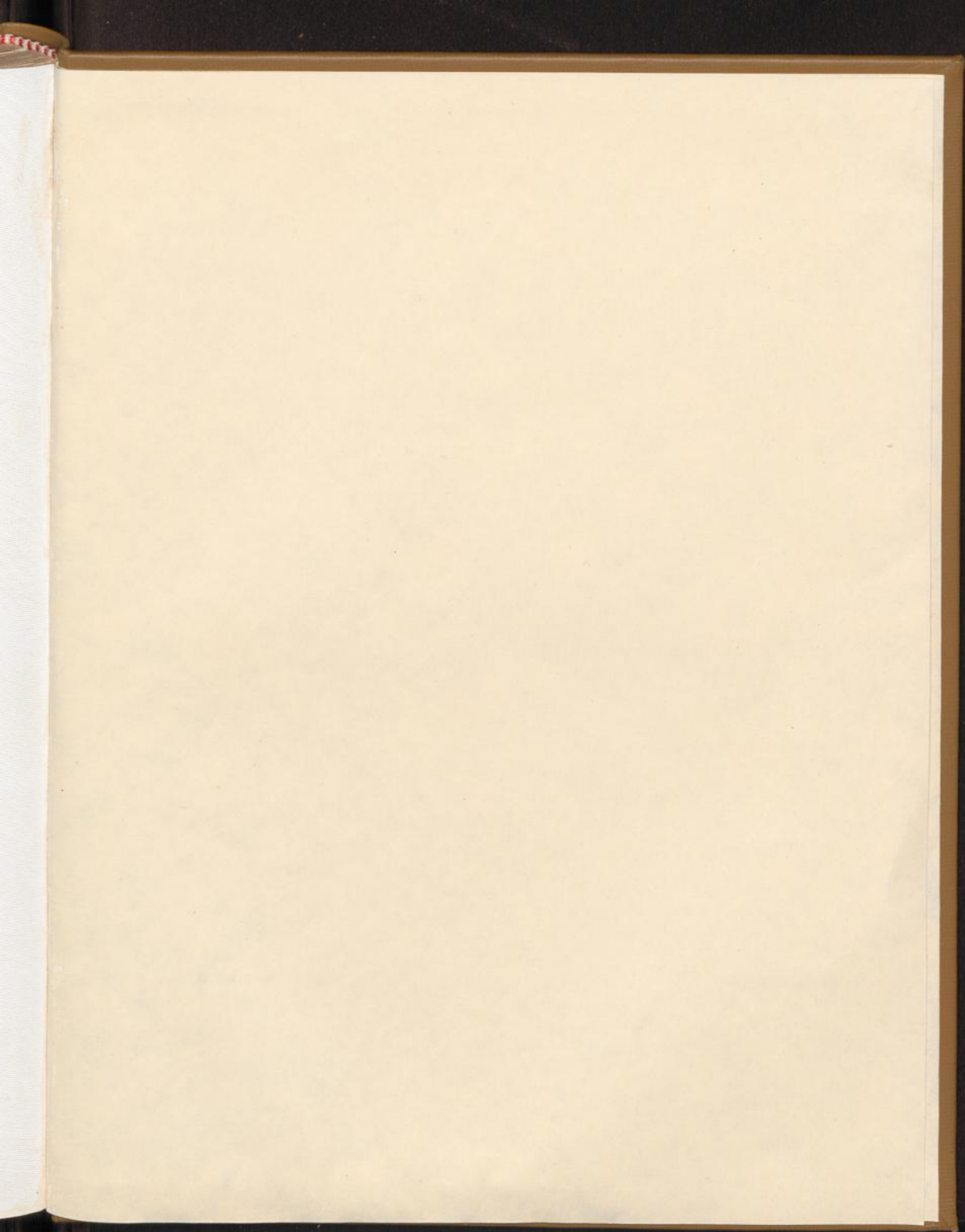
S. Pröhle.

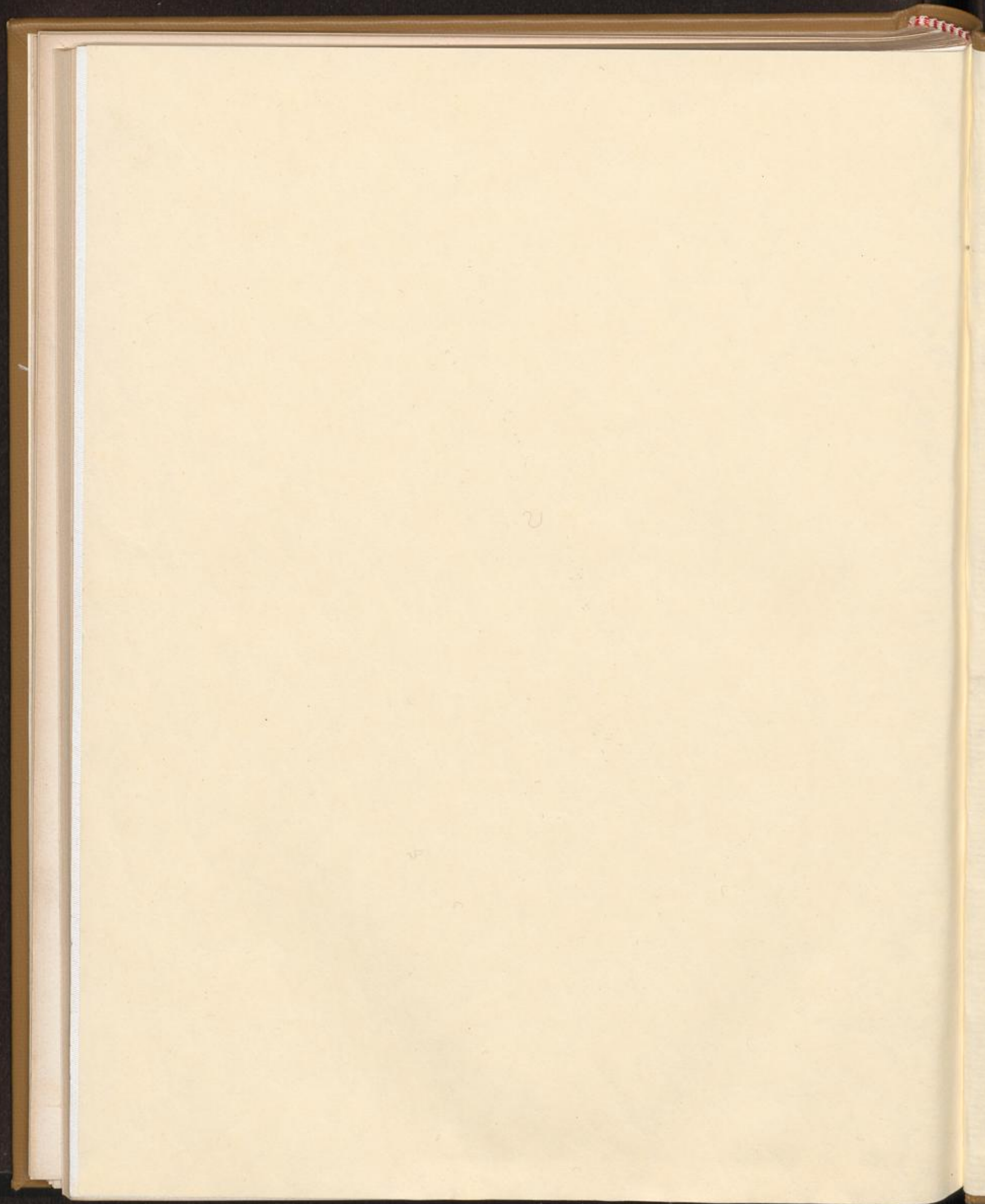












Walter Köster
Buchbinderei

3550 Marburg 1000 Berlin 61
Tel. 0 64 21/2 12 77 — 0 30/7 86 30 10

